Der Sohn der Volskerin.

Der
Sohn der Wolskerin.

Roman

von

Richard Voß.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1886.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Frau Johanna Jachmann-Wagner

in herzlicher Verehrung

zugeeignet.

I.

Das wilde und schöne Thal des Sacco trennt das Volskergebirge vom Apennin. Nach der römischen Ebene zu fällt es schroff und unvermittelt ab in die pontinischen Sümpfe. Gegen Süden bildet das Meer seine natürlichen Grenzen. Hier neigt sich das Circecap weit vor in die blauen Fluten, an dem leuchtenden Strand liegen Porto d'Anzio, Nettuno und Terracina. Gen Neapel dehnt sich das Gebirg weiter und weiter. In die grauen Schluchten pressen sich die Dörfer; sie hängen an den schwärzlichen Gipfeln, eher phantastischen Totenstätten, als Wohnungen Lebendiger gleich. Kaum, daß dort oben die Olive gedeiht.

Wer das Land kennt, begreift das Volk: seine Natur mußte es wild, seine Armut räuberisch machen.

Dabei ist es ein frommes Volk. Es grüßt jedes Heiligenbild, und bevor einer mordet, betet er. Die Weiber beklagen den Tod ihrer Söhne und Männer dann am heftigsten, wenn diese gestorben sind, ohne die letzte Ölung empfangen zu haben.

Manche Räuberbanden führen ihre eigenen Priester mit sich. Diese müssen mit ihnen beten, sie kommunizieren, ihre Toten einsegnen. Nicht selten ist einer Mönch und Bandit zugleich.

Viele Volsker sterben eines gewaltsamen Todes. Entweder sie fallen im Kampf, sie kommen durch Meuchelmord um, oder sie werden gefangen und erschossen. Diese bilden dann den Stolz der Familie, den Ruhm des Landes. — Die Jünglinge glühen, ihnen zu gleichen, die Jungfrauen, solche Geliebten zu haben.

Unter ihnen befinden sich Männer und Frauen, die sich des antiken Namens, den sie noch immer tragen, würdig zeigen: sie sind wild wie ihre Natur und großartig wie diese.

* * *

Sengend brannte eines Junitages im Jahre 1818 die Sonne auf Carpineto herab, ein flimmernder Dunst umnebelte Himmel und Erde. Aus der Ferne gesehen glichen die ungetünchten, schwärzlichen Häuser nicht bevölkerten Wohnstätten, sondern den verlassenen Ruinen einer durch Feuer zerstörten Ortschaft. Eine weißliche Staubschicht überzog die Hecken und alles Gesträuch; Staub, erstickender Staub füllte die Luft. Es war, als sei vor kurzem ein Regen glühender Asche gefallen.

Trotzdem hatten sich die Bewohner nicht in ihre Höhlen verkrochen. Während zu dieser Jahreszeit der Ort, sobald die Sonne höher gestiegen, gewöhnlich wie ausgestorben dalag, herrschte heute eine Aufregung, als ob dem Städtchen ein Überfall von Briganten — vielmehr von päpstlichen Gens=

darmen bevorstände. Schwer mit allerlei Hausrat und Handwerkszeug beladen, gefolgt von sämtlichen Kindern, verließen Männer und Weiber die Häuser, zogen unter gellendem Geschrei und leidenschaftlichen Gestikulationen durch die Gassen und versammelten sich auf dem Platz vor der Kirche. Hier warfen sie ihr Gepäck ab; die Weiber und Kinder kauerten sich nieder. In den einzelnen Gruppen wurde die lärmende Unterhaltung mit Heftigkeit fortgesetzt. Es gab ein Geschrei, als ob ein Mord begangen worden wäre; sie redeten indessen ganz freundschaftlich mit einander.

Stundenlang währte dieses Ankommen und sich Versammeln; denn auch von vielen benachbarten Ortschaften zogen die Bewohner herbei, bis der kleine Platz für so Viele nicht mehr Raum bot und sich auch die Seitengassen mit Volskern und Volskerinnen anfüllten. Jede der neu hinzukommenden Scharen wurde mit wildem Geschrei begrüßt.

Allmählich beruhigte sich die allgemeine Leidenschaft und als am Nachmittag die Glocken zu dröhnen begannen, als die Thüren des Heiligtums sich weit aufthaten, lag über der Menge eine stumpfe, apathische Ruhe. Lautlos drängte alles Volk in die Kirche. Wer drinnen nicht mehr Raum fand, warf sich draußen auf der Treppe oder auf dem Platze nieder.

Der Messe folgte eine donnernde Predigt. Die Scheidenden erhielten die ernste Mahnung, in der Fremde nicht Gott und die Heiligen zu lästern: damit diese wenig Fieber und reichlich „Quattrini“ bescherten! sich vor Mord und Todschlag zu hüten, aus Rom dem heimischen Schutzpatron buntes Tuch, geweihte Kerzen und Feuerwerk mitzubringen.

Zum Schluß ward allen eindringlich ans Herz gelegt, der Kollekte zu gedenken, aus deren Erträgnis für den ehrwürdigen Diakon ein neues Gewand beschafft werden solle — das alte sei, wie sie sehr wohl wüßten, nur noch Flicken und Fetzen.

Darauf wurde den Fortziehenden noch ein letztesmal das Allerheiligste ihrer Heimatkirche gezeigt; eine Prozession schritt damit durch den Dom und bis auf die Treppe hinaus. Hier wurde das Sanktuarium nach allen Seiten hin hoch empor gehalten. Viele warfen sich mit dem Gesicht, mit dem ganzen Leib auf den Boden und die Weiber streckten leidenschaftlich die Arme danach aus.

Als träten sie eine Wallfahrt an, ordneten sie sich nun zum Aufbruch; jede Ortschaft, jede Familie gesondert. Nur wenige blieben zurück: die Alten, die Kranken, die schwächsten Kinder. Zum Hausrat auf den Rücken gepackt, oder in Körben auf den Kopf, trugen die Mütter ihre Säuglinge. Die Männer schleppten das Handwerkszeug: Hacke, Schaufel und das mächtige Macchienmesser, jedes Stück noch ebenso roh und ungefügig wie zur Urväterzeit.

Langsam bewegte sich der bunte Zug durch die Hauptgasse dem Thore zu und hinaus in die öde Gegend. Nach Sonnenuntergang erreichte er das Weichbild der Stadt; es war dies die halbzertrümmerte Säule eines uralten volskischen Tempels, die ein verblaßtes Madonnenbild trug. Hier machten die Scharen Halt, wandten sich ihrem Heimatsort zu und stimmten eine Lamentation an. Schaurig hallten die Klagelaute durch die feierliche Stille der schnell hereinbrechenden Nacht.

Ihrer Sippe, die im Zuge der Carpinesen die erste Schar war, weit voraus, schritt ein junges Weib. Die Last auf dem Kopfe beugte diesen nicht. Sie hielt die Arme verschränkt und blickte gerade vor sich hin. Der Zwang, den sie sich ihrer Bürde wegen auferlegen mußte, erhöhte den Eindruck stolzer Ruhe in jeder Bewegung dieser hohen und schlanken Frauengestalt. Und dieselbe Ruhe, derselbe Stolz in ihrem Gesicht. Es zeigte das schönste Oval, war oliven=dunkel, mit großen, scharfgeschnittenen Zügen, die den Aus=druck einer strengen, fast herben Jungfräulichkeit trugen. Mit ihrer regungslosen Miene glich die Volskerin einem jener byzantinischen Madonnenbilder, deren Düsterheit diese oft furchtbar macht. In den schwarzen Augen, denen ein seltsam starrer, weit hinausschauender Blick eigen war, glühte zu=weilen ein mächtiges Leben auf, dessen Flamme jedoch im nächsten Augenblick wieder erlosch. Beim Atmen bewegten sich die Nasenflügel.

Sie trug ihr Sonntagsgewand: einen engen, dunkel=farbigen Rock, darüber das Oberkleid, aus einem langen Stück dicken, scharlachroten Wollenstoffs bestehend, das faltenlos um Büste und Leib gewickelt und an einer Seite unterge=schlagen war. Arme und Brust verhüllte das bauschige Hemd. An dem braunen Halse leuchtete eine sechsfache Korallen=schnur. Schweres, goldenes Ohrgehänge, von altertümlicher Form, hing fast bis zur Achsel nieder. Ein Pfeil hielt auf dem Kopf die weißen Schleiertücher zusammen. Das raben=schwarze Haar war tief über die Stirn gescheitelt. Die Füße steckten in Sandalen.

Es war gar nicht ihre Absicht gewesen, sich von den andern Frauen so weit zu entfernen; aber diese vermochten nicht mit ihr Schritt zu halten und ihr war es unerträglich, so dahinzuschleichen. Madonna, und wie sie schwatzten! Sie konnte nicht schwatzen und zuhören auch nicht. Überdies dachte sie an allerlei und dabei ging sie und ging, ohne aufzusehen.

„Surrina! He, Surrina!“

Den ersten Ruf überhörte sie ganz und er klang doch laut und gebieterisch genug; dann blieb sie stehen und wartete auf Ettore Bardi.

„Warum hörst Du nicht gleich, wenn ich Dich rufe?“ schrie der Volsker sie schon von weitem an.

Sie stand ruhig wartend da und schwieg. Das war so ihre Art, eine Art, die ihrem Manne zu Kopf stieg wie junger Wein. Oft schlug er sie nur, um von ihr einen Laut zu hören. Aber sie blieb auch dann stumm.

Beide gingen jetzt nebeneinander her. Am Himmel erglänzten die ersten Sterne; wie Kerzen in einer großen, dunkeln Kirche, dachte Surrina. Im Thale lohte es auf. Es waren Feuer, die von Hirten und Rast haltenden Wanderern der Malaria wegen angesteckt worden. Allmählich verschwanden die wilden Formen der Felsenberge in der Finsternis; wo es vor ihnen gähnte wie ein ungeheurer, leerer, schwarzer Raum, lag das weite, freie Land, das Ziel ihrer Reise — die römische Campagna.

Es war das erstemal, daß die beiden den Zug mitmachten, Ettore Bardi innerlich knirschend, Surrina vollkommen gleichgültig.

Der Volsker dachte an seine Büchse, die er hatte zu Hause lassen müssen, und seine Hacke ward ihm plötzlich so schwer, daß er sie hinwarf.

Schweigend hob Surrina sie auf.

Schweigend wanderten sie zusammen weiter. Hinter ihnen begannen die Weiber ein Pilgerlied: eine eintönige, feierliche, strenge Weise, die geisterhaft, wie ein Klagegesang der nächtlichen Erde, durch die Stille klang. Plötzlich sagte Surrina mit ihrer tiefen, ruhigen Stimme:

„Ettore Bardi!“

„Eh!“

„Denkst Du noch daran?“

„An was sollt' ich denken?“

„An die Nacht heut' vor drei Jahren. Du sollst nur daran denken, daß ich's noch immer nicht vergessen habe.“

„Ich auch nicht,“ schrie er und hob gegen das Weib seine geballte Hand.

„Schlag nur zu, ich vergesse es darum doch nicht.“

Sie wich ihm nicht aus und hielt den düstern, flammenden Blick voll unversöhnlichen Haßes auf ihn gerichtet.

Ettore stieß eine Verwünschung aus und ließ seine Hand sinken. Gleichmütig setzte Surrina an ihres Mannes Seite den Weg fort.

* * *

... Mit demselben unversöhnlichen Haß in ihrem Blick hatte sie vor ihm gestanden in der Nacht vor drei Jahren.

Hatte er etwa ihren Vater erschlagen, oder ihren Bruder, oder sonst einen, den sie gern gehabt?

Nein! Und gern gehabt hatte sie nur ihn, ihn allein.

Im ganzen Felsenland kannte man sie um ihrer Schönheit, Wildheit und ihres unbeugsamen Stolzes willen; im ganzen Felsenland wagte kein Bursche zu der Surrina aus Segni seine Augen zu erheben; keiner, außer Ettore Bardi.

Eines Abends traf sie ihn auf dem Monte Caprera im Hinterhalt, die Büchse schußbereit, den Päpstlichen auflauernd, die seinen besten Freund erschossen hatten. Er war allein gegen eine ganze Schar. Surrina ließ sich einen Dolch geben und stand neben ihm, ihn verteidigend. Wenn ihnen nicht seine Genossen zu Hilfe gekommen, wäre sie mit ihm gestorben.

Obgleich beide nicht viel mehr hatten, als er seine Büchse und sie ihre Spindel, machten sie bald Hochzeit. Selbst ihr Haus wollten sie sich erst nachher aus unbehauenen Felsstücken bauen.

Dennoch war's eine Hochzeit wie bei einem Königspaar.

Die Burschen aus Segni und Carpineto lieferten der schönen Braut zu Ehren beinahe eine Schlacht.

Das Haus, darin später die beiden lebten, lag am Ende des Ortes und glich einer Höhle. Dicht darüber stiegen kahle, schroffe Gipfel empor, dicht darunter starrte eine wilde Tiefe. Von der Oliveta aus konnte Ettore Bardis Hausfrau die Gebirge übersehen von dem römischen Apennin bis zu den Abruzzen und weiter.

Wenn sie nicht in der Oliveta arbeitete, spann oder webte sie. Bei ersterer Beschäftigung saß sie gerne unter den Rosmarinstauden im Gärtlein, das sich über dem Abgrund

an den Felsen anklammerte. Sie wußte einige Gesänge, die sie mit tiefer, klagender Stimme eintönig abschrie.

Während des größten Teiles des Jahres war Ettore Bardi abwesend, schwerlich um Berghasen zu jagen, oder Wildtauben zu schießen. Die päpstlichen Gensdarmen hatten dann ein besonders scharfes Auge auf die Hütte. Oft fanden sie dieselbe verschlossen: auch das Weib war fort.

Manchmal blieb Surrina Wochen lang weg; kam sie zurück, so lebte sie gleichmütig weiter, Tags über am Webstuhl und des Nachts am flackernden Herdfeuer. Dann wartete sie.

Sie hatten keine Kinder. Ettore Bardi wünschte nichts sehnlicher, als daß ihm von seinem Weibe, das mit der Büchse umzugehen wußte, wie eine andere mit der Spindel, ein Sohn geboren würde: er wollte dann den Knaben zu einem großen Banditen erziehen.

Auf einem Raubzuge im Neapolitanischen erschoß Ettore Bardi einen Päpstlichen und mußte sich daher einige Zeit im Buschwald versteckt halten. Im Sommer suchte sein Weib ihn auf und teilte ihm mit, daß die Madonna ihren Leib gesegnet habe. Der Bandit kniete nieder, betete und dankte. Gern hätte er Surrina bei sich behalten, aber ihr hätte in der Wildnis etwas zustoßen können. So trieb er sie denn selbst wieder nach Hause. Jeden Morgen und Abend flehte er den Himmel inbrünstig für das Ungeborene an. Im Herbst erhielt er von seinem Weibe die Kunde, daß sie ihm einen Sohn geboren.

Nun ertrug er es nicht länger; er mußte seinen Sohn

sehen! Trotz der Todesgefahr, in die er sich deswegen begab, machte er sich sogleich auf den Weg nach Carpineto. Unterwegs begegnete er einem Carpinesen, der ihn seines schönen Weibes und seines Banditenruhmes willen heimlich aufs grimmigste haßte. Als Ettore den Mann nach Weib und Kind frug, bezichtigte dieser Surrina des Ehebruchs. Einen jungen Vignajuolen aus Sora, der vor kurzem im Kampf mit den Päpstlichen gefallen war, gab er als den Liebhaber des Weibes an. Dieser Tod des Mörders seiner Ehre und seines Glücks machte den Verblendeten vollends rasend.

Nachts kam er vor seiner Hütte an, wo ihm sein Weib mit dem Säugling an der Brust, schön und selig wie die Madonna selbst, entgegentrat. Er wollte ihr mit der Faust ins Gesicht schlagen, traf jedoch das Kind, das sie, um es seinem Vater zu zeigen, in demselben Augenblick emporhielt. Mit einem schrecklichen Schrei stürzte die Mutter hin, als ob auch sie getötet worden wäre.

Sie kam wieder zu sich, aber sie verteidigte sich nicht gegen die Anklage, welche ihr Mann gegen sie erhob. Ohne Wort, ohne Thräne ließ sie das Kind begraben. Als man das kleine Grab zuwarf, dachte sie daran, Vendetta zu üben und ihren Mann zu töten; aber sein Tod schien ihr zu kurze Qual für eine solche That, wie er an ihr und ihrem Kinde begangen.

So vergingen drei Jahre. Noch immer hatte die Volskerin nichts ersonnen, was ihr schrecklich genug schien, um ihre tötlich verletzte Frauenehre und den Mord ihres Sohnes zu rächen.

II.

Des Sommers, wenn die unabsehbaren Weiten der römischen Campagna von den Ährenwogen der Weizenfelder goldig überflutet werden, kommen von den Küsten und aus den Gebirgen ganze Völkerschaften zur Ernte eingewandert. Auf dem Blachfelde schlagen sie ihre Zelte auf, bauen ihre Rohrhütten und sind nun, während eines halben Jahres und länger, die Vasallen der großen römischen Landwirte, der „mercanti di Campagna“, welche die ungeheuern Strecken von der Kirche oder den Fürsten gepachtet haben.

Diese Kaufleute sind die harpyenhaften Vernichter des Landes. In ihrer Art nicht minder Briganten, beuten sie dasselbe auf die gewaltsamste Weise aus, schänden sie den Boden jener edlen Steppe. Jahr für Jahr muß das Land seine Fruchtbarkeit hergeben, bis die ausgesogene Scholle endlich versagt. Dann bleibt sie liegen, wird wüst und wild, so lange an dem Frevel krankend, der ihr von Menschenhänden zugefügt worden, bis sie, von Mutter Natur mit junger Frische und Schöpfungskraft beschenkt, sich langsam,

langsam zu erholen beginnt. Kaum wird dieser Zustand abgewartet. Wiederum fällt man über den armen Acker her, wiederum wird er mit der Pflugschar aufgerissen, wiederum wird darauf gesäet und geerntet, bis er endlich wirklich einem Gestorbenen gleicht: er giebt nichts mehr für die Lebendigen her.

Dann bleibt das Land Wüste. Es versandet, bedeckt sich mit Gestrüpp und Buschwald, es versumpft. Damit ist es vergiftet und für die Kultur verloren.

Unterdessen mästen sich an dem Ertrage des Bodens die Klöster. Ihnen gehört mehr, als die Hälfte des mächtigen und herrlichen Gefildes. Sie fordern hohen Zins und zwingen solchermaßen ihre Pächter zum Raubbau. Während diese eifrig thätig sind, das Land zu der Brutstätte der römischen Pest zu machen, werden die Klöster fetter und fetter, allmählich zu einem Falstaffmagen anschwellend, der ganz Latium verschlingt.

Aber auch die andern Vampyre sättigen sich an dem Blute des gemordeten Landes. Aus manchen Pächtern sind mit der Zeit Besitzer geworden. Sie haben Millionen. Sie kaufen den Adel, sie werden Barone, werden Fürsten.

Während solcher Art die Krämer sich prinzipisieren, krämern die Prinzipi. Die Ware, um die es sich handelt, ist wiederum das arme reiche Land. Das Vermögen, das der römische Adel für seine Paläste, Villen und Marställe verbraucht, soll die römische Erde ihm wiedergeben. Nicht allein Statuen und Säulen will man immerwährend aus dem agro romano herauswühlen, sondern auch immerwährend Geld, Geld, Geld!

So arbeiten Fürst, Bürger und Priester in wunderbar seltener Dreieinigkeit unausgesetzt an dem Verderb ihres Landes.

Um dasselbe aber zu einer solchen Goldquelle zu machen, verbraucht man viel Material. Dieses Material ist das Volk. Gegen billigen Lohn verdingt es sich, Mann, Weib und Kind, zum Frohndienst. Aus ihren Felsennestern und Macchiendörfern strömen sie zu Tausenden herbei. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauert die Arbeit, bei wochenlanger Glühhitze. Meistens schlafen sie auf der nackten Erde und empfangen im Schlaf den Keim der römischen Pest.

Ist die Ernte vorbei, sind die Stoppelfelder abgebrannt, so helfen sie die Campagna wieder bestellen; dann geht es in die Vignen, in die Oliveten und dann endlich — es ist gegen die Weihnachtszeit — dann endlich nach Hause.

Matt von Arbeit und Fieber schleppen sie sich wieder in ihre Wildnisse. Sie lassen genug Tote zurück. Aber was thut das! Sie bringen wenigstens einige Scudi mit heim und gehungert haben sie auch nicht.

Zu Hause wären sie vielleicht am Hungertyphus gestorben.

* * *

Die Volsker wanderten die ganze Nacht. Als der Morgen graute, machten sie Halt, zündeten mitten auf der Landstraße Feuer an, kochten eine Ölsuppe, schlangen sie herunter und brachen sogleich wieder auf, um noch vor Beginn der heißen Tageszeit möglichst weit zu kommen. Bei Sonnenaufgang befanden sie sich bereits am Saume der Campagna.

Als sie sich einige Stunden darauf am lichten Horizont einen dunklen Punkt zeigen konnten, sanken sie wie Pilger auf die Knie und stimmten, die Peterskuppel vor Augen, voll tiefster Inbrunst eine Morgenandacht an.

Um zehn Uhr zogen sie in Genzano ein, wo sie bis Mittag ausruhten. Dann trennten sie sich. Eine jede Schar begab sich auf den Weg nach der Tenuta, von der sie gedungen worden. Die meisten stiegen über Aricia in die Ebene hinab; ein Teil, zu dem Ettore Bardi und Surrina gehörten, zog die Straße, die an den Abhängen des Albanergebirges entlang führt. Gegen Abend hatten sie das Ziel ihrer Reise vor sich: Frascati.

Umgeben von wahrhaft elyseischen Gefilden liegt es hoch über der römischen Ebene: die Stadt der Gärten und Paläste.

Der Domplatz wimmelte von fremdem, braunem Volke, das aus allen Himmelsrichtungen zur Erntearbeit zusammengeströmt war und hier von den Beamten der verschiedenen großen Güter, deren Ausdehnung solche Massenarbeit erfordert, empfangen wurde.

Die Volsker waren für Tusculana bestimmt, einen Besitz des Prinzen Lucian Bonaparte.

Surrina hatte ihre Last vom Kopf genommen und sie neben sich auf die Domtreppe gelegt.

„He, Volskerin!“

Surrina mußte sich erst besinnen, daß mit der Volskerin sie gemeint sei. Ihrer Gewohnheit gemäß antwortete sie nicht; kaum, daß sie den Kopf erhob.

Einer der Aufseher hatte sie angerufen. Er war beritten, ein noch junger, stattlicher Mann, der sich in seinen schwarzen Mantel wie in eine Toga hüllte, seinen langen, mit spitzem Eisen versehenen Stab wie einen Speer trug und einen breitkrämpigen Filzhut auf dem schwarzen Kraushaar hatte.

„He, Volskerin!"

Jetzt sah Surrina ihn an. Denn einen solchen Ton hatte bis dahin noch niemand, selbst nicht Ettore Bardi, gegen sie gewagt. Ihre düstern Augen begegneten dem gebieterischen Blicke des Aufsehers. Langsam stand die Volskerin auf.

Ihr Mann trat zu ihr.

„Hörst Du nicht? Wir gehen."

„Wohin?"

Ettore Bardi machte eine ungeduldige Bewegung.

„Hinauf."

„Nicht hinab in die Felder?"

„Nein."

„Was sollen wir droben?"

„Steine tragen und graben. Was weiß ich."

Er sagte es in seiner gewöhnlichen Weise, aber sie merkte wohl, wie es in ihm wühlte: galt doch Steine tragen und graben einem echten Volsker für eine noch viel schimpflichere Arbeit, als Weizen schneiden und ackern.

Sie nahm sogleich ihre Bürde und hob sie auf den Kopf. Die andern, die gleichfalls „hinauf" sollten, waren bereits zusammengetreten: es mochten an hundert sein. Der Aufseher ritt an die Spitze des Zuges und bei einbrechender

Dunkelheit stiegen sie die steile Straße hinan, die unmittelbar hinter dem Dom nach Tusculum emporführt.

Nach einer Viertelstunde Steigens in einem engen Hohlweg, gelangten sie, an einem Kapuzinerkloster vorbei, zu dem Eingang der tusculanischen Villa. Alleen von Steineichen, Lorbeergänge, Terrassen und Plätze, ein mächtiger, hell erleuchteter Palast, Gärten und Wasserwerke — wie Traumbilder glitt es an Surrinas Augen vorüber. Dann kam eine finstere Waldung, an deren Ende ein kahler, lang sich hinstreckender Bergrücken begann, darauf mitten in einem Distelfeld ein einsames, halbverfallenes Haus stand: das Quartier der Fremden.

Das öde Gebäude enthielt nichts, als einige stallähnlichen Räume, die nicht überall gepflastert waren. Von den Wänden und Decken war der Mörtel zur Hälfte abgefallen, ohne fortgeschafft worden zu sein. Es roch nach Moder.

So armselig die Unterkunft war, dünkte sie den Leuten überaus gut: brauchten sie doch keine Hütten aufzuschlagen, auch nicht auf dem nackten, verpesteten Erdboden zu schlafen.

Sie warfen ihre Sachen ab, aßen hastig etwas Brot mit den rohen Blättern der Eichorie, die einen kräftigen und bittern Geschmack haben und unterwegs von den Frauen gepflückt worden waren, suchten ihre Decken und Felle, wickelten sich ein und legten sich zwischen den Schutthaufen zum Schlafen nieder, wo und wie es sich gerade traf. Einige sagten noch halblaut ihre Gebete her; bald jedoch verstummte das eintönige Gemurmel.

Surrina konnte nicht einschlafen, die Eindrücke des

Tages verfolgten und ängstigten sie. Sie glaubte, ihre Unruhe rühre daher, daß sie diesen Abend in keiner Kirche gebetet, was bis dahin nur geschehen war, wenn sie mit ihrem Manne in den Felsenbergen gewesen. Als sie beim Kapuzinerkloster vorbeigekommen, hatte sie einen Schrein mit einem Madonnenbilde gesehen. Dieses Heiligtum wollte sie noch aufsuchen und davor ihre Andacht verrichten.

Geräuschlos erhob sie sich, schritt vorsichtig über die Schlafenden hinweg, tastete sich hinaus und ging, nachdem sie sich orientiert hatte, schnell davon.

Bald strahlte ihr durch die Schwärze der Eichenwaldung Licht entgegen: dort lag der Palast. Nun hörte sie auch lebhaftes Geräusch, fröhliche Stimmen, Lachen, Gesang und Mandolinenspiel. Einen Augenblick blieb sie stehen und lauschte mit angehaltenem Atem. Dann schritt sie wieder vorwärts, jetzt langsam, zaudernd.

Sie befand sich auf einem breiten, grasbewachsenen Wege, den zu beiden Seiten, gleich hohen schwarzen Wänden, Cypressen einfaßten. Surrina sah steinerne Bildsäulen, geisterhaft vom Sternenschimmer beleuchtet.

Plötzlich stand sie dicht vor dem Palast an einer Terrasse, auf die ein weiter Saal mündete. Die Thüren waren geöffnet. Drinnen brannten viele Kerzen; sie beschienen eine vornehme Tafelgesellschaft, prächtig gekleidete Herren und Damen.

Die Volskerin stand regungslos und starrte darauf hin. Solche Pracht hatte sie selbst am höchsten Festtage in der Kirche nicht gesehen!

Sie war so in Anschauen versunken, daß sie die leisen Schritte nicht hörte, die aus den Gebüschen ihr sich näherten. Helles, fröhliches Lachen schreckte sie auf. Einer der vornehmen Herrn, ein schöner Jüngling, stand, wie aus der Erde gewachsen, vor Surrina, auf die vom Saale her ein matter Lichtschimmer fiel. Das volskische Weib, das mit ruhiger Miene einen Menschen niedergeschossen hätte, erbebte innerlich unter diesem übermütigen Lachen, unter diesem forschenden Blick. Scheu, wie eine ertappte Sünderin, sah sie auf den Fremden — stolz, wie eine beleidigte Königin, dachte dieser. Er verstummte, wollte ihr näher treten, wollte ihr etwas sagen; doch da wandte sie ihm den Rücken und schritt davon.

III.

Früh am andern Morgen begaben sich die Fremden an die Arbeit. Der junge Aufseher — sein Name war Michele Falori — holte sie aus der Herberge ab und ritt, ihnen den Weg weisend, voraus.

Es ging den Bergrücken entlang, durch Buschwerk und über Wiesen, aus deren blumigem Grün geheimnisvolle Ruinen und braunes Trümmerwerk aufragten, bis zu einer Pinienwaldung. Von hier lief der Hügel lang und schmal in gerader Richtung von Osten nach Westen. Das leere, mit Gestrüpp bewachsene Rinnsal eines Baches, des Molaro, durchschnitt im Thale die Senkung. Drüben stieg es sogleich hoch hinan. Dichte Kastanienwaldung deckte ein stolzes Gebirge, das auf einem nackten schwärzlichen Lavafelsen eine wunderlich phantastische Stadt, Rocca di Papa, und auf seinem schönen Gipfel, dem Monte Cavo, die Ruinen des ältesten Heiligtums in Latium trug.

Dort lagen der Albaner- und Nemisee mit ihren Klöstern, Städten und weiten Rebengefilden.

Sich nach der andern Seite wendend, übersah man mit einem Blick eine Welt von Schönheit: die Campagna mit Rom bis zu den etruskischen Bergen, den Meeresstrand von Civita Vecchia bis zum Circecap — übersah man den ganzen römischen Apennin.

Und auf dem Bergrücken selbst das wonnige Frascati, dessen königliche Paläste in einer Flut von Baumwipfeln versanken, von silbergrauen Olivenwäldern umkränzt. Aus den Lorbeer- und Pinienhainen stieg hier eine leuchtende Terrasse, dort ein mächtiger Porticus auf, eine stolze Säulenhalle oder ein weiter Prachtbau. Die Villa Tusculana krönte den Vorsprung.

Gleich hinter der Pinienwaldung, bei einem antiken Meilenstein, zeigte sich in einer Senkung das Lavapflaster einer altrömischen Straße, die vom Molarothale heraufführte. Auf ihr zog die Schar einer Stelle zu, wo aus blühendem goldgelben Ginster graue Felsmassen emporstarrten.

Was wie Trümmer eines Bergsturzes aussah, waren jedoch Ruinen, das gewaltige Trümmerwerk einer uralten römischen Stadt: Tusculum, welche die fremden Arbeiter ausgraben sollten.

Als Ettore Bardi mit seiner Hacke den ersten Schlag gegen den Boden that, murmelte er eine Verwünschung. Gleich beim ersten Schlage zerschmetterte er einer Statue den Kopf.

Verächtlich stieß er das abgeschlagene herrliche Marmorhaupt mit dem Fuße zur Seite.

Die Arbeit der Weiber war es, den Schutt fortzuschaffen.

In langen Reihen schritten sie durch das Getrümmer dahin, die eine Hand in die breite Hüfte gestemmt, mit der andern den hochgefüllten Korb auf dem Kopfe haltend. Nur Surrina ging in ihrer gewohnten Art: mit verschränkten Armen, die Augen geradeaus in die Ferne gerichtet. Sie war die Anführerin.

Gegen Mittag kam der Prinz mit seinen Gästen geritten. Ettore Bardi warf einen haß-glühenden Blick auf die glänzende Kavalkade, dann wandte er sich finster ab. Surrina sah gar nicht auf. Die anderen Frauen berichteten ihr später, daß der Prinz auf sie hingewiesen; besonders einer habe sie unverwandt angesehen: der Jüngste und Schönste. Surrina blickte stumm zu ihrem Manne hinüber, aber Ettore Bardi hatte nichts gehört. Schade!

Zu Mittag brachte sie ihrem Manne das Essen und saß, ohne selbst einen Bissen anzurühren, neben ihm, bis er satt war und sich zum Schlafen ausstreckte. Da erhob sie sich und schritt langsam über das einsame Feld, den Hügel höher hinauf.

Es war ein beschwerlicher Weg über eingesunkene, von Epheu und wilden Rosen umwucherte Trümmer und Schutthaufen. Oft that sich ein Labyrinth von Gängen vor ihr auf, oder sie stand plötzlich an einer dunkeln Öffnung, die tief hinab in die Erde führte. Einmal trat sie auf einen Menschenleib; er war aber Stein. Eine Schafherde weidete zwischen den Ruinen, in denen Scharen von Falken und wilde, prachtvoll gefiederte Tauben nisteten. Irgendwo sang ein Hirte ein schwermütiges Ritornell, von irgendwoher gab ein anderer Antwort.

Die glühendheiße Luft füllte Wohlgeruch von Rosen und Ginster. Bienen und Käfer schwirrten und summten hin und her. Durch das Gras schlüpften raschelnd große, funkelnde Eidechsen.

Surrina kam sich fremd und einsam vor. Allerdings fühlte sie es nur dumpf und unbewußt, sodaß man es kaum ein Fühlen nennen konnte: Frauen, wie sie, haben weniger Empfindungen, als Instinkte.

Sie gelangte auf einen weiten, ebenen Platz, der stand voller Rosen und Lilien und war rings von hohen Edelkastanien umwaldet. In der Mitte befand sich ein kleines, seltsames Haus; seltsam, weil es fast ganz aus römischen Trümmern aufgebaut war, alles wirr durcheinander gemengt, wie es gerade gefunden oder vielmehr wie es gerade vom Boden aufgenommen worden: Fragmente von Säulen, Inschriftstafeln, Gebälkstücke und Statuen. Manche der Bildsäulen waren zur Hälfte eingemauert oder es ragte nur der Kopf, ein Bein oder eine Hand aus der Mauer hervor. Ein nacktes Weib schien aus der Wand heraustreten zu wollen, aber Stein und Mörtel hielten sie fest.

Vor der Thüre, im Schatten der Wand, saß mitten unter blühendem Lavendel auf einem Kapitäl eine junge Frau, etwas zu klein und etwas zu fett, aber wunderhübsch. Sie hielt beide Hände über der grellbunten Schürze gefaltet, hatte den Kopf mit dem schneeweißen, spitzenbesetzten Schleiertuch an die Mauer gelehnt und blinzelte träge in die strahlende Helle hinein. Man sah ihr an, wie behaglich sie sich in dem kühlen Schatten fühlte, aber auch, daß sie sicher nicht

aufgestanden und weggegangen wäre, hätte sie plötzlich die Sonne beschienen.

Die junge Frau sah Surrina kommen, und da sie nichts lieber that, als nichts thun und schwatzen, und an dem einen stets Überfluß, an dem andern stets Mangel hatte, so machte sie sich die Anstrengung, die Volskerin anzurufen. Als das fremde Weib keine Lust bezeigte, dem Rufe Folge zu leisten, sondern vorüber wollte, ohne eine Miene zu verziehen, geschah das Außerordentliche, daß Frau Marietta eine ungeduldige Bewegung machte. Sie drehte sogar den Kopf nach Surrina um — wahrhaftig, sie that es!

„Eh, Du da! Komm doch einmal her! Was Du doch für eine Stolze bist! Wie heißest Du denn?“

„Surrina.“

„Santa Maria! Ist das ein christlicher Name? Im Kalender steht er gewiß nicht. Was es doch für Heiden giebt! Arbeitest Du auf dem Berge?“

„Ich trage Steine.“

„Alle Heiligen! Thust Du das wirklich?“

Und Frau Marietta staunte Surrina mit offenem Munde an.

„Aber Du bist doch verheiratet?“ fuhr sie fort, nachdem sie sich von ihrer Gemütsbewegung etwas erholt hatte. „Wie man sich nur verheiraten kann! Es macht solche Mühe. Ich bin es auch — seit drei Jahren. Die Eltern kombinierten die Heirat, was sollt' ich da wohl thun? Mein Mann ist schrecklich eifersüchtig. Deiner auch? Die Gottesmutter steh uns armen Weibern bei! Wir haben schwer zu tragen, besonders wenn

wir hübsch sind. Was kann ich dafür? Es ist ein Jammer! Sieh nur, was ich für Händchen habe."

Sie hielt ihre kleinen, fetten, rosigen Hände Surrina hin, die darüber hinwegsah.

„Denke Dir: der junge, hübsche, fremde Prinz möchte mir alle Finger voller Ringe stecken. — — San Giuseppe steh mir bei! Da kommt er! Mittags, bei der Hitze! Jesus Christus, und da ist auch mein Mann. — — Du darfst jetzt nicht fortgehen. Ich bin sonst des Todes, ich und der hübsche Signore. So bleib doch! Ich schenk' Dir auch" — —

Aber Surrina wollte nichts geschenkt haben. Sie ging fort, denn sie hatte die beiden Männer erkannt: es waren der schöne, vornehme Jüngling aus dem Schloß und der Aufseher Michele Falori.

Während der folgenden Tage grübelte sie darüber, wie es wäre, wenn i h r Mann eifersüchtig würde, diesesmal mit anderem Recht, als vor drei Jahren — eifersüchtig auf einen seiner Todfeinde; denn Ettore Vardis Todfeind war jeder Signore.

Unterdessen sah sie den jungen, schönen Fremden — es war wirklich ein Prinz, ein Verwandter des großen Corsen, jeden Tag. Wenn sie, langsam und feierlich den jähen Abhängen entlang schreitend, schwer beladen daherkam, stand er von fern und blickte zu ihr hinüber — doch sie kümmerte sich nicht darum. Einmal begegnete er ihr, als sie ganz allein war, und redete sie an — doch sie kümmerte sich nicht darum. Endlich, da er mit Fragen nicht nachließ, gab sie ihm Antwort.

Wie es ihr gehe? — Nicht schlecht. — Die Steine seien wohl schwer? Verwundert sah sie ihn an. Und weiter: Ihr Kopf sei so schön und stolz, daß er Gold tragen müsse, anstatt Steine. Das verstand sie vollends nicht. Ohne ein weiteres Wort an ihn zu verschwenden, ging sie.

Von jetzt an ließ er sie in Ruhe, nun spähte sie zuweilen nach ihm aus. Sie sah ihn andern hübschen Weibern in den Weg treten und mit ihnen reden. Ihr war's recht, was ging sie der Signore an? Trotzdem mußte sie immer wieder daran denken, daß sie sich jetzt an ihrem Manne rächen könnte, so rächen, wie seine That es verdiente, blutiger, als mit einem Dolchstoß oder mit einer Kugel. Stolz und Scham kämpften mit ihrem Hasse und ihrem Verlangen nach Rache.

Eines Sonntags saß sie bei Frau Marietta vor der Thür des tusculanischen Wächterhäuschens. Michele Falori war Füchse schießen gegangen und der ganze Berg einsam. Da hörten die beiden Frauen, wie jemand singend durch den Wald geschritten kam. Surrina lauschte. Wie lustig das klang, so ganz anders als ihre wilden Volskerlieder. Der Prinz trat aus dem Wald hervor. Immerfort trällernd, schlenderte er auf die beiden Frauen zu. Als er sie grüßte, ward ihm nur von der einen gedankt.

Er blieb auch, als Michele Falori wieder zurück war. Je finsterer der Aufseher dreinsah, desto übermütiger benahm sich der Prinz. Dabei sprach er nur mit Marietta, die sich, ihres eifersüchtigen Mannes wegen, in Todesangst befand. Die Volskerin würdigte er keines Blickes, und sie hatte doch ihr rotes Festgewand an und trug ihr gesticktes Schleiertuch.

Dann ging er fort und grüßte sie nicht.

Am nächsten Sonntag war Surrina wieder da. Sie hatte ihre sämtlichen Korallenschnüre umgethan und eine rote Nelke ins Haar gesteckt. Marietta beschwor die Madonna und alle Heiligen, — ganz besonders San Giuseppe, — sie möchten diesmal den hübschen, lustigen französischen Herrn nicht kommen lassen: ihr Mann sei erschrecklich wild auf ihn. Es gebe ein Unglück.

Surrina hörte schweigend dem Gejammer zu, doch als Frau Marietta fortfuhr, davon zu schwatzen, wie rein toll der Signore in sie verliebt sei, lachte sie auf, so wild, daß die andere erschrak.

Da hörten die beiden wieder lustig singen. „Heilige Himmelsmutter!“ stöhnte Frau Marietta und lief, so schnell es gehen wollte, ins Haus. Surrina blieb ruhig sitzen. Er kam und als er nur sie vor der Thüre fand, ging er ohne Gruß und Blick an ihr vorüber ins Haus. Sie hörte ihn mit seiner hellen und sanften Stimme scherzen und lachen.

Als Michele Falori heimkehrte, stand die Volskerin vor ihm. Sie sah ihn wild an und wies stumm nach der Hütte. Er ging sogleich hinein, und sie hörte, wie er drinnen seine Büchse so heftig gegen den steinernen Boden aufstieß, daß es beinahe wie ein Schuß klang.

Dann entfernte sie sich.

Nahe beim Hause lag unter Haselnußstauden ein altes Römergrab. Dort mußte der Prinz vorüber, dort wartete sie auf ihn. Als er kam, trat sie ihm in den Weg — da sprach er sie an.

Wochenlang ging sie ganz verstört umher, eine Rache an Ettore Bardi beschließend, die sogar ihr schrecklich genug dünkte.

Es kam der Hochsommer. Eines Sonntags begab sich Surrina hinauf nach Tusculum. Aber sie fand das Haus verschlossen. Eine Frau begegnete ihr, die ihr erzählte: die Marietta sitze drunten in Frascati bei einer Freundin und getraue sich nicht herauf aus Angst vor ihrem eifersüchtigen Mann, der überall nach dem Fremden umherspähe.

Surrina kam zum Römergrab. Dort blühten den ganzen Sommer über die schönsten gelben Lilien.

Sie pflückte einen großen Strauß, setzte sich auf das Gestein unter die Haselnußstauden und fing an mit ungeschickten Händen einen Kranz zu winden. Den sollte morgen die Gottesmutter bekommen.

Als sie fertig war, legte sie die gelbe Blumenkrone neben sich und wartete.

Er kam. Da er die Volskerin sah, lächelte er. Weil sie sich nicht regte, blieb er vor ihr stehen, zog eine goldene Kette hervor, warf sie ihr über den Kopf, so geschickt, daß es wie eine Schlinge um den Hals der Volskerin fiel. Er mochte denken: Jetzt habe ich die volskische Wölfin gezähmt.

Doch Surrina riß die Kette ab, schleuderte sie weit von sich.

Da setzte der Prinz dem wilden Weibe die goldene Lilienkrone der Himmelskönigin auf. Die Nachtigallen sangen dazu. Stunde auf Stunde verrann.

Plötzlich schreckten die Vögel auf und flogen davon. Surrina lauschte. Ihr Atem stockte. Sie wollte aufspringen; aber sie saß da wie entgeistert, sie wollte aufschreien, aber sie brachte keinen Laut über die Lippen.

Mit den Augen einer Unsinnigen stierte sie in das Dunkel.

Ein Schuß fiel.

* * *

Einige Nächte darauf geschah auf der Villa Tusculana jener historisch gewordene Überfall, bei dem die Räuber statt des Bruders von Lucian Napoleon, auf den es abgesehen war, einen Maler ergriffen und mit sich in die Abruzzen schleppten. Der wilde Maghetto aus Rocca Priora war der kühne Bandit. Ihm oder einem aus seiner Bande schrieb man den Mord des jungen Prinzen zu, der am Morgen nach dem Überfall bei dem alten Römergrab erschossen gefunden wurde. Hinter den Briganten war ein Trupp päpstlicher Soldaten her, jedoch vergeblich. Prinz Lucian verließ mit seiner Familie und der Leiche des Erschossenen Tusculana, um nie wieder zu kommen. Die Ausgrabungen auf Tusculum wurden eingestellt, die Arbeiter hinunter in die Felder und im Spätherbst in ihre Heimat zurück geschickt.

Als im nächsten Sommer die Carpinesen ins Römische gezogen, gebar Surrina einen Sohn, den der stolze Vater Orest taufen ließ.

Es war ein prächtiger Knabe.

IV.

Seit dem Prinzenmord war es auf Tusculum einsam geworden. Das prächtige Haus lag verödet, auf den Terrassen blühten Myrten, Rosen und Rosmarin, zwischen denen Herden weideten; die Gärten verwandelten sich in blumige Wildnisse, die Statuen und Säulen umzog Epheu, die Springbrunnen füllten sich mit Regenwasser, die Haine wurden zu undurchdringlichen Dickichten. Über der Stätte ruhten die Schauer der Verlassenheit.

Alle Fensterläden des großen Gebäudes waren verschlossen. Drinnen hallte der Fußtritt gespenstisch durch Gänge und Säle. Die Teppiche lagen aufgerollt, die vergoldeten, mit Brokat und Damast überzogenen Möbel standen zugedeckt. Nur die Ahnen all' der bischöflichen, fürstlichen und päpstlichen Besitzer, denen Tusculana im Laufe der Jahrhunderte gehört, sahen aus den dunkeln Rahmen auf die öden Räume nieder, eine Versammlung von Schatten.

In einem Teile des unteren Stockes wohnte der Custode mit seiner Frau und seinem sechsjährigen Töchterchen. In

der öden Weite verlor sich das wenige Leben völlig. Dann und wann ein langsamer, schlürfender, laut widerhallender Schritt in den Gängen, das Öffnen und Schließen einer knarrenden Thür, die fette, kreischende Stimme einer Frau, die gebieterische eines Mannes und die eines Kindes voll seltenen Wohllauts, das waren so ziemlich die einzigen Töne, welche die Stille störten. Ferner hörte man einigemale des Tages das ungeduldige Scharren eines Pferdes draußen auf dem grasbewachsenen Steinpflaster, darauf schnell verhallenden Hufschlag.

Der Fortreitende war Michele Falori.

Als man damals bei dem alten Römergrab den jungen Prinzen erschossen fand, Lucian Bonaparte die Ausgrabungen nicht fortsetzen ließ und der Palast vereinsamte, hatte Michele Falori den Posten eines Custoden auf Tusculana erhalten.

Von Jahr zu Jahr ward er strenger, verschlossener, finsterer. Er ging nie zur Kirche, nie zur Beichte. Er ward gefürchtet und gehaßt.

Bereits waren auf das Leben des strengen „Ministro“ Anschläge gemacht worden. Er mußte fortwährend darauf gefaßt sein, aus dem Hinterhalt erschossen zu werden. Ritt er morgens fort, so wußte sein Weib niemals, ob er abends wiederkehren werde.

Aber wie der Mensch sich an alles gewöhnt, hatte sich Frau Marietta auch darein gefunden, ihren Mann täglich in Lebensgefahr zu wissen. In Folge ihrer glücklichen Gemütsart und mäßigster Leibes- wie Geistesanstrengung, war die schöne Frau Marietta mit der Zeit etwas verfettet. Nach

den schrecklichen Ereignissen auf Tusculum hatte sie sich angewöhnt viel zu seufzen, jeden Augenblick: „Heilige Muttergottes!“ zu rufen und allen Ernstes eine fromme Christin zu werden.

Das betrachtungsvolle Wesen, das die Gute mehr und mehr annahm, brachte die Notwendigkeit mit sich, mehr und mehr sitzen zu müssen und weniger denn je etwas zu thun. Als mit zurückgelegtem dreißigstem Jahr die jugendliche Marietta unweigerlich zur ältlichen Mariuccia wurde, war längst mit dem Amt der Custodin die große Ruhezeit ihres friedlichen Daseins gekommen. Zwar hatte sie vorher noch die Anstrengung gehabt, einem Kinde das Leben zu geben; viele weiteren Mühen jedoch führte die neue Pflicht als Mutter für die treffliche Frau nicht mit sich. Dennoch konnte sie es ihrer Tochter nie recht verzeihen, daß diese sie einmal so ganz aus ihrer Ruhe gebracht.

Dame Mariuccia agierte die Frau Custodin mit vieler Würde, besonders wenn sie in ihrem Lehnstuhl saß, und dort saß sie fast immer. Erhaben thronte sie in dem alten Renaissancesessel, der eigens zu diesem Zwecke aus einem der Säle herabgeschafft worden war. Bewohnte die gute Dame einmal nicht ihren hochlehnigen Stuhl, so konnte man sicher sein, daß sie sich in ihrem Bette befand. Und was war das für ein Bett! Ein Viertel Dutzend Mariuccias hätten bequem darin untergebracht werden können. War sie auch nicht im Bette, so gab es auf der Welt nur noch einen dritten Ort, wo sie sich befinden konnte: in der Kirche. Bett, Lehnsessel, Kirche — in der Biographie der wackern Hausfrau,

Gattin und Mutter bezeichnen diese Orte für die dreißiger und vierziger Jahre ihres Lebens das gesamte Lokal.

Mindestens einmal täglich bewegte sich die ansehnliche Figur der Frau Kastellanin zur Klosterkirche hinunter. Ein Glück war's, daß das Heiligtum so nahe lag. Den steilen Weg nach Frascati hinab und hinauf, — diese Anstrengung wäre sicher nur bei ganz besonders festlichen Kirchengelegenheiten und dann zu Maultier gemacht worden, und hätte dadurch Frau Mariuccias Seelenheil auch ewigen Schaden gelitten.

Sehr oft war die Kirche in Gestalt eines der ehrwürdigen Väter bei Frau Mariuccia.

Auf dem Herde prasselte das Feuer und auf dem Feuer briet die Frittata. Der Ziegelfußboden war wundervoll rein gefegt (das Werk der Magd!), indessen die buntbemalte Kassettendecke zartes Spinnweb umhüllte und die liebe Sonne Mühe hatte, durch die Scheiben zu dringen, die von der holden Gottesgabe des Wassers nichts wußten.

Drinnen war es gar behaglich. Die eine Wand nahm fast gänzlich das riesige Bett ein. Bunte, großgeblümte Kattunvorhänge fielen darüber und eine bunte heilige Jungfrau glänzte darauf hinab. In den Ecken standen gewichtige Tische, Bänke und Truhen nebst den wenigen Gerätschaften einer italienischen Haushaltung. Auch ein mächtiger Webstuhl war hier aufgestellt.

Durch die offene Thür blickte man in einen Hof voller Rosen hinaus, auf einen Amorin, der lustig auf einem Delphin ritt, von hoch aufsprühenden Wasserstrahlen umspritzt.

Drinnen nun, nahe am Feuer, in ihrem Allerheiligsten, befand sich Frau Mariuccia; ebenso nahe am Feuer, aber nicht ganz so bequem, saß der fromme Kapuziner, und auf dem Herde selbst lagerte, fett und faul, die große, bunte Palastkatze.

Man nahm Priesen, machte andächtige Betrachtungen, murmelte Gebete, seufzte, jammerte, lästerte ein Weniges, klatschte. Es war sehr erbaulich! Die Magd setzte die Frittata auf und brachte in der strohumflochtenen Flasche den rötlichen Wein. Die kleine Alba hatte sich hinausgeschlichen.

Gegen Abend begann Frau Mariuccia unruhig zu werden — so viel ihr das eben möglich war. Das gab dem Frate das Zeichen. Er erhob sich, zog die schwere, braune Kutte zurecht, gürtete den Strick fester und trat zu seiner frommen Klientin. Diese machte den Versuch aufzustehen. Der ehrwürdige Mann, nachdem er seine Hand so nahe an den Mund der Gläubigen gehalten, daß dieselbe nur zuzuküssen brauchte, gab seinen Segen und ging.

Einmal des Jahres war Frau Mariuccia allen Ernstes „Frau Custodin“. Das waren dann schlimme Tage. Schon lange vorher begann das Seufzen und Jammern, und zu keiner andern Zeit hatte Frau Mariuccia geistlichen Rat und Zuspruch so nötig. Eines schönen Morgens kam dann aus Frascati eine Schar junger und alter Weiber heraufgezogen. Sämtliche Thüren und Fenster des Schlosses thaten sich auf. Drinnen aber, in einem der Säle — auf einem Lehnsessel! — saß die Gebieterin, umringt von Frauen, die fegten,

scheuerten, putzten; von Frauen, die wilde Jagden nach Fledermäusen und Spinnweben anstellten. Daß Fensterscheiben auch putzbare Gegenstände seien, fiel jedoch Frau Mariuccia niemals ein. Der größte Gedanke, der jemals von ihr gedacht worden, war die Vertilgung der Spinnweben.

Solcher Art ging es ungefähr eine Woche lang, in der die zehn Frauen vielleicht ebenso viele Zimmer in Ordnung brachten. Und es gab deren an hundert!

Aber zehn Wochen lang auf einem Lehnstuhl zu sitzen, der nicht ihr Lehnstuhl war, das war von Frau Mariuccia nicht zu verlangen.

Unter leidenschaftlichen Anrufungen der Gottesmutter und aller Heiligen: „was für eine geplagte Frau sie sei!“ wurde für diesesmal die Schar entlassen und der eine leibeigene Lehnstuhl wieder bezogen. Im nächsten Jahre rückte derselbe Troß von neuem in den Palast und die Arbeit wurde da aufgenommen, wo man sie im vergangenen Jahre hatte liegen lassen.

So kam man im Laufe der Zeit mit dem Ganzen zu stande.

Nun sei es für eine Weile genug, meinte Frau Mariuccia höchlich befriedigt.

Eine solche Frau war Frau Mariuccia und sie war trotz alledem eine ganz gute Frau.

* * *

Alba, die wilde Tusculumblume, wuchs auf, kaum anders, als im Walde Ginster und Anemonen. Es war ein seltsam schönes und zugleich fremdartiges Kind, das aus seinen dunkeln,

schwermütigen Augen Menschen und Dinge anblickte, als sähe es die Welt wie im Traum.

In dem glückseligen Lande, das keinen Winter hat, war das Freie und Weite Albas Wohnung und Spielsaal. Den ganzen Tag über trieb sich das kleine Ding in den verwilderten Gärten und den Waldungen umher. Da saß sie dann unter Blumen und Gräsern, die im Sommer über ihr zusammenschlugen, und dämmerte die Stunden dahin. Mit ungeschickten Händen wand sie Kränze, die sie entweder sich selbst oder irgend einer zertrümmerten antiken Bildsäule aufsetzte.

Ihr Lieblingsplatz war das einsame, seit Jahren verschlossene Wächterhäuschen auf Tusculum, die ehemalige Wohnung ihrer Eltern.

Dort hockte sie auf der Thürschwelle, wartend, daß ihr geöffnet werde. Über die Marmorfiguren, die in die Wände eingemauert waren, konnte sie bisweilen außer sich geraten. Einigemale versuchte sie die Leiber herauszuziehen; als ihr das nicht gelang, weinte sie bitterlich. Oder sie durchkroch die Ruinen, wie eine Lacerte durch das geborstene Gestein schlüpfend. Da sie nichts von Geistern und Gespenstergeschichten wußte, so kannte sie keine Furcht. Wieder auf die Oberwelt zurückgekehrt, konnte sie stundenlang in der Sonne liegen, bis sie plötzlich mit einem wilden Jubelschrei aufsprang und, Kopf und Arme in den Nacken geworfen, wie eine junge Bacchantin davonstürmte, trunken von Sonnenschein und Lebensgefühl.

Zuweilen durfte Alba den Vater auf seinen Ritten begleiten. Das war eine Lust! Im Galopp ging es über die

Hügel bis hinab in die große römische Steppe, die dann mit losem Zügel durchjagt ward. Alba jauchzte. Aus ihren Augen leuchtete ein Strahl von der heißen Seele des Vaters.

Alba lernte Lesen und Schreiben. Michele Falori bestand darauf. Dame Mariuccia erregte die Sache ungemein; ihr waren im Leben nicht viele vorgekommen, die solche Weisheit kannten: höchstens eine Prinzessin oder ein geistlicher Herr. Wozu braucht der Mensch zu schreiben und zu lesen? Sie versuchte über dies Problem nachzudenken, aber die ungewohnte Anstrengung machte sie krank.

Da brachte Michele Falori eines schönen Tages einen jungen Kamaldolensermönch ins Haus. Der wurde Albas Lehrer.

In dem, wie mit Öl und Wein, so auch mit Kirchen und Klöstern reich gesegneten Lande drängte sich Heiligtum an Heiligtum: gleich unterhalb Tusculanas psalmierten die Kapuziner, und gar nicht weit davon psalmierten die Kamaldolenser.

Alba hatte die braunen und unförmlichen Kutten der Kapuziner immer abscheulich gefunden, die weiße, faltige, feierliche Gewandung der Kamaldolenser von jeher bewundert. Sie kamen auf ihren Maultieren oft über die große Terrasse geritten: prächtig umwallte der leuchtende Faltenwurf die stattlichen Männer. Sie sahen wie biblische Könige aus.

Der junge Priester blickte auf das Mädchen, wie Christus auf die Kinder geblickt haben mochte. Es war ein blasser, milder Mann, dem täglich am Kreuze der Heiland starb. Die Trösterin, die der sterbende Gott diesem Jünger zurück-

ließ, war die Kirche: „Siehe, das ist Deine Mutter.“ An diese Brust legte der Jüngling sein Herz, und da das voller Liebe war, wurde es voller Glauben. Von der Welt abgewendet, liebte er die Welt. Er liebte auch Alba.

Aus so sanftem Munde hörte Alba von Gott. Sie dachte, wenn das Meer herüberglänzte: es ist von Gott! Und wenn in Glanz und Glut die Sonne niedersank: sie geht zu Gott! Den Winden trug sie Grüße an Gott auf und die Vögel sollten Gott zusingen: „Alba hat Dich lieb.“

Sie bekam aber niemals Antwort und klagte: Ich weiß nichts von Gott.

Von diesen Schmerzen erfuhr ihr Lehrer nichts. Alba wußte noch nicht, daß der Mensch sagen kann, was er leidet.

Über Christus weinte sie und Marias Bild bekränzte sie; sie that das scheu und heimlich, denn sie befürchtete: „Nun werden die andern böse sein.“ Mit den „andern“ meinte sie die Marmorbilder, denen sie bis dahin ihre Blumen gebracht.

Auch sonst glich Alba einer jungen Heidin und der Gesang der Vögel gefiel ihr besser, als der der Mönche. Und doch betete das kleine Geschöpf mit Leidenschaft. Draußen in der Einsamkeit, wenn die Sonne sie beschien oder der Sturm sie umwehte, stand sie da, hob ihre Hände auf und sprach: Gott!

V.

Eines Sommers zogen der Volsker und sein Weib wieder in die römische Ebene hinab: das Banditenhandwerk war schlecht gegangen! Sie mußten also arbeiten.

Aber diesesmal führte Ettore Bardi seine Büchse mit sich. Er wollte wieder nach Tusculana, wo er beim Weizenschneiden vielleicht zu einem guten Schuß kommen konnte; dem wilden Maghetto war es damals auch geglückt.

Trotz ihres Grausens, jenen Ort wiederzusehen, fügte sich Surrina schweigend. Der kleine Orest war schon groß und stark genug, um den ganzen Weg neben ihr her laufen zu können. Ettore Bardi hatte wieder einmal seine stolze Freude an seinem Knaben.

Obgleich der Volsker und sein Weib eine mächtige Arbeitskraft waren, schien sich Michele Falori nicht sonderlich über die Ankunft des stattlichen Paares zu freuen. Acht Jahre waren sie fortgeblieben; da hätten sie auch ganz fortbleiben können.

„Hier sind wir," begann Ettore Bardi die Verhandlung. „Wie viel zahlst Du für mich und das Weib?"

Michele Falori überlegte. Sagen, daß er die beiden am liebsten gar nicht mieten möge, ging nicht an; denn auf einer Tenuta ist jeder, der arbeiten will und kann, hoch willkommen. Überdies war es gerade ein schlimmes Fieberjahr und lange nicht so viel Material an Menschenkraft vorhanden, als die Ernte notwendig machte. Abweisen konnte er den Mann also nicht. Er bot ihm jedoch für sich und das Weib den niedrigsten Lohn.

Plötzlich blitzte ein Gedanke in ihm auf. Vielleicht bekommt die Frau das Fieber und stirbt. Er blickte zu ihr hinüber. Sie stand an der Thür und sah ihn unverwandt an, gerade als läse sie in seiner Seele: Ich bin die Einzige, die von Deiner That weiß, und Du fürchtest mich.

Das rabenschwarze Haar hing wirr um ihr gelbes Gesicht, die dunkeln, brennenden Augen lagen tief im Kopf; sie sah schlimm aus, hager und abgezehrt.

Michele Falori sagte:

„Ich zahle Euch mehr.“

Nun kam die Reihe, stutzig zu werden, an den Volsker.

„Warum hast Du uns nicht gleich geben wollen, was uns zukommt?“

Jetzt kreischte Mariuccia auf ihrem Lehnsessel:

„He, Surrina, wie geht's Dir?“

„Nicht schlecht.“

„Also seid Ihr auch wieder da?“

„Ja, wir sind auch wieder da.“

„Warum kamt Ihr die anderen Jahre nicht?“

„Wir hatten genug zu essen.“

„Die Heiligen seien gelobt! Ist das Dein Sohn?“

„Ja.“

„Damals hattest Du noch kein Kind?“

„Nein.“

Dem kleinen Orest ward es umheimlich; weder der fremde finstere Mann, noch die fette Frau auf dem hübschen Stuhle gefielen ihm. Er wollte die Mutter fortziehen. Surrina liebkoste seine glühenden Wangen, blieb jedoch ruhig stehen und sah immerfort nach Michele Falori hinüber. Der Knabe riß sich ungeduldig von der Mutter los und lief fort, in den Wald hinein. Da sah er ein kleines Mädchen sitzen. Das fremde Kind blickte ihn ernsthaft an, pflückte von den Blumen, die ringsum wuchsen, und reichte sie ihm hin.

„Da, nimm.“

Schüchtern trat der Knabe näher.

„Willst Du mit mir spielen?“

Die Kleine nickte.

„Ich muß tot sein und Du mußt mich begraben.“

„Das ist ein lustiges Spiel,“ rief Orest. „Aber,“ fügte er ganz enttäuscht hinzu, „Du bist ja nicht tot.“

„Doch, siehst Du nicht? Meine Augen sehen ja zum Himmel hinauf. Nun mußt Du mich da hineinlegen und mit Blumen zudecken.“

Sie wies auf einen römischen Sarkophag, der unter einem Granatstrauch stand. Auf der Vorderseite waren zwei Kinder gebildet, die eine lachende Silenmaske bekränzten.

Orest fing sogleich das Spiel an. Er nahm Alba mit kräftigen Armen auf und legte sie in den Sarkophag. Darauf

riß er Granatblüten ab, die er über die kleine Tote warf. Diese gab sich nicht eher zufrieden, als bis sie ganz mit Blüten überschüttet war.

Dann blieb sie eine Weile still liegen, bis es Orest bang zu Mute wurde. Er bat:

„Werde wieder lebendig.“

Da stand Alba aus Granatblüten vom Tode wieder auf.

Jetzt faßten sich die Kinder bei den Händen.

„Wie heißt Du?“

„Alba. Weißt Du das nicht? Und wie heißt Du?“

„Orest.“

„Das ist ein hübscher Name.“

„So?“ meinte der kleine Träger des Heldennamens erstaunt. Alba nickte ernsthaft. Sie däuchte Orest so lieblich, daß er sie umfaßte und küßte.

Eine Stunde darauf suchte Surrina ihren Sohn. Da traten ihr aus dem Wald zwei leuchtende Kinder entgegen. Sie hatten Kränze von gelben Lilien auf und trugen gelbe Lilienstengel. Surrina drückte ihren Sohn an die Brust, sodann auch das fremde Kind. Alba schmiegte sich an sie und sagte:

„Ich habe Dich lieb.“

* * *

Die tusculanische Tenuta war eine der größten der römischen Campagna. Um alle die Felder Weizen zu schneiden, alle die Ähren durch Ochsen auf den Tennen austreten zu lassen, die Reste der Frucht zu säubern und in den Speichern unterzubringen, die ungeheuern Strecken wieder für die nächste

Ernte vorzubereiten und das Korn schließlich einzusäen — für so viele Thätigkeit ergab sich allsommerlich ein Bedarf von mehr als dreihundert fremden Arbeitern.

Die meisten bringen sich Zelte mit. Diese werden auf bereits abgemähten Feldern oder wüsten Strecken aufgeschlagen und es wird solcher Art ein vollkommenes Lager errichtet. Mit ihrer Arbeit rückt allmählich die Kolonie vor. Wer keine Zelttücher besitzt, baut sich Hütten aus Stroh und Schilf. Viele benutzen die Ruinen als Schlafstätte. In antikem Palastgemäuer und halbzerfallenen Tempelzellen, in großen Nischen, die hie und da noch schön gefärbter Stuck und köstlicher Marmor überzieht — in den Gräbern siedeln sich die Horden an, diese Nachkommen uralter Völkerschaften, welche einst mitgeholfen haben, das erhabene Gefilde zu verwüsten, dieses Land, das auf seiner ehrwürdigen Scholle, die schon Äneas bebaut, die größte Herrlichkeit der Welt trug. Die Tempel, Theater, Akademien und Basiliken, die Thermen und Hallen, die Villen, Gärten und Haine, die Gräber, Portiken, Triumphbogen, die Statuen und Ehrenbildsäulen — alles dahin! Die ganze schöne Welt ist untergegangen und in Scherben zerschlagen, von den Zeiten vom Erdboden gefegt, wie von einem rasenden Sturm.

Da dehnt es sich aus mit mächtigem Horizont. Unübersehbar wogt es auf und ab, ein Ocean, dessen Wellenberge einst Rom verschlangen.

Unsagbar ist der Anblick dieser majestätischen Landschaft, darauf die Weltgeschichte mit Ruinen und Trümmern das große Drama „Rom“ niedergeschrieben, die gewaltigste Tragödie,

die jemals gedichtet worden. Es ist ein Kirchhof aller Völkerschaften der Erde; denn eine Welt starb hier, eine Welt liegt hier unter sanftwogenden gelben Weizenfeldern und mit Blüten überschütteten bunten Triften begraben. Die Scholle, die eine solche titanische Vergangenheit in sich begraben hat, ist hier ihres unsterblichen Ruhmes eigenes Denkmal.

Wolkenschatten eilen über das sonnige Gefilde, Herden weiden darauf. In den Schluchten heult der Wolf und über den Wüsteneien schwebt der Adler. Morgenrot gießt rosiges Licht darüber aus, und Abendrot taucht alle Weiten in Purpur und in Goldglanz. Der Tod reitet darüber hin. Mondschein und Sternenschimmer verklären die stillen Steppen.

Auf dem großen Grabe bläst der Hirt die Flöte, tanzt das braune Weib vom Apennin den wilden Saltarello, singt das Mädchen von Frascati ihr schwermütiges Ritornell. Doch der Ackersmann, der hier die Frucht der Ceres säet und erntet, stirbt darauf.

Abends sieht man es in den sumpfigen Niederungen dunstig dahinkriechen, schwerfällig durch die Tiefen schleichen, wie auf Raub ausziehend. Das ist der fürchterliche Geist der römischen Campagna! Nachts erhebt er sich. Den Schlafenden, über den er sich wälzt, würgt er. Das Fieber weiß nichts vom heiligen Schlaf; es mordet im Schlaf.

In langen Reihen stehen die Zelte aufgeschlagen. Überall lodern Feuer. Die Flamme soll den Würgengel verscheuchen, der aber kommt doch.

Viele legen sich abends nieder und erwachen nicht

mehr. Sie merken im Schlaf, wie es sie giftig anhaucht, über sie hinkriecht und weiter schleicht zu dem Gefährten, vielleicht zum Weib oder zum Sohn; sie denken: das ist das Fieber! Ihnen graust's, aber sie bleiben liegen, denn sie sind totmüde und müssen schlafen. Nun, und schlafen werden sie auch, schlafen bis zum jüngsten Tag.

Andere erwachen. Sie fühlen es wie Blei in den Gliedern, in ihren Eingeweiden glüht es. Jeder weiß: es ist das Fieber.

Schnell nehmen sie ihr Mittel ein, legen sich aber trotzdem nieder und sterben, oder sie bleiben leben, schleichen Monate, Jahre dahin und — gehen endlich dennoch zu Grunde.

Solcher Elenden wanken zu Scharen im Lande umher. Es sind hagere, matte, trostlose Gestalten mit fahlen Gesichtern, blassen Lippen, tiefliegenden, im Fieber glänzenden Augen, das ihnen zuweilen den ganzen Körper durchschüttelt. Und dabei hausen sie mit ihren Familien in dunkeln, schmutzigen, höhlenartigen Räumen. Ihre Nahrung besteht aus Brot, Öl, Zwiebeln. Sie trinken sauren Wein — nicht alle! — und schlechtes Zisternenwasser. Von den Kindern dieser fieberkranken Eltern stirbt freilich ein großer Teil — zum Glück! Die anderen wachsen auf in Schmutz, Unwissenheit und Stumpfheit; sie faullenzen, betteln, stehlen, rauben, morden — verkommen und kommen schließlich um, wie vor ihnen Vater und Mutter.

So geht es von Geschlecht zu Geschlecht.

* * *

Noch an dem Tage ihrer Ankunft auf Tusculana richteten sich der Volsker und sein Weib in der Ebene ein und die schwere Feldarbeit begann. Sie hausten mit anderen in einer Hütte zusammen. Einen wie den andern Tag brannte die Sonne herab und wöchentlich starben einige der Arbeiter am Fieber. Surrina brachte die Nächte zu, ihren Sohn auf dem Schoß, um diesen vor den giftigen Dünsten möglichst zu hüten.

Wenn er nur irgend konnte, schlich sich Orest vom Felde fort, hinauf, wo von der Höhe Tusculana herabschimmerte. Droben suchte er Alba auf. Das „Todspiel" blieb ihre liebste Unterhaltung. Geduldig begrub Orest seine kleine Freundin, ganze Gärten über sie streuend, wie auch Alba nie müde wurde, wieder lebendig zu werden. Dann erzählte sie ihrem lieben Totengräber, wie es gewesen sei: wunderschön! Orest wollte es auch einmal so „wunderschön" haben, hielt indessen das Stillliegen nicht lange aus. Das Totsein sei nur etwas für Mädchen, behauptete er geringschätzig.

Lebhaft beschäftigte ihn ein Plan: er wollte auf den höchsten Berg der Welt steigen und vom Himmel goldene Sterne herabnehmen, „eine ganze Hand voll". Die Sterne sollten dann alle um Albas Kopf blinken, grade so wie sie in der Kirche die Madonna umstrahlten. Das Mädchen war ganz damit einverstanden.

Sehr thätig zeigte sich Orest, wenn es galt, die alten heidnischen Marmorbilder zu schmücken. Wer den Knaben sah, wie er einem halbzertrümmerten Mars, einer kopflosen Venus Rosengewinde umlegte, hätte ihn sich schwerlich vorstellen können, in den Volsker Bergen mit einer Schar junger Wilden „Bandit" spielend.

Heimat und Heimatspiele wurden indessen in der Fremde nicht vergessen. Leuchtenden Blicks erzählte er seiner Freundin davon. Heimlich vertraute er ihr: sein Vater sei ein Bandit! Und Orest sprang auf: Auch er würde einmal ein großer Bandit werden, dann müsse Alba mit ihm in die Felsenberge: dort sei es schön!

Alba war mit der Banditenbraut ebenso einverstanden, wie mit dem Sternenschmuck.

Häufig befanden sich die Kinder auf Tusculum. Hier erhob sich unweit des ehemaligen Wächterhäuschens ein schwarzes Kreuz. Die steinerne Bank darunter war grade groß genug für die zwei. Sie knackten Haselnüsse auf und Orest erzählte dabei, wie es daheim viele solcher Kreuze gäbe; wo ein solches Kreuz stehe, sei ein Mensch tot gemacht worden.

Eines Abends waren sie wieder dort; da rauschte es im Gebüsch. Die beiden schauten sich erwartungsvoll um. Die Zweige teilten sich und Surrina drängte hindurch. Als sie die Kinder erblickte, erschrak sie, stand bebend da, sah entsetzt auf die beiden. Dann eilte sie hin, riß sie vom Kreuz fort, zog die Erschrockenen mit sich weg: ihnen verbietend, den Ort je wieder zu besuchen. Das sei ein böser Platz: wer unter dem Kreuz sitze, müsse sterben.

Trotz dieses Verbots schlichen die Kinder oft wieder hin. Sie kauerten sich still unter das Kreuz, geduldig wartend, daß sie „sterben" würden.

VI.

Alba besaß noch einen andern Gefährten. Das war der Hirt Romulus, der auf den tusculanischen Hügeln die Herden hütete. Wer dieses jungen Wilden Eltern gewesen, wußte niemand, er selber am wenigsten. Hätte einer ihm gesagt, daß er Vater und Mutter gehabt, überhaupt geboren worden sei, so hätte er das ohne Zweifel verstanden: seine Schafe und Ziegen warfen auch Junge. Wer jedoch versucht hätte, ihm Eltern- und Kindesliebe begreiflich zu machen, wäre niemals begriffen worden. Anfangs freilich, da kannten auch Schafe und Ziegen ihre Lämmlein und Zicklein; aber sehr bald bedurften die letzteren ihrer Ernährerinnen nicht mehr, fraßen ihnen sogar das Futter fort.

Dieser Hirtenknabe, von dem niemand näheres wußte, um den kaum jemand sich kümmerte, mochte als Kind ausgesetzt worden sein, ganz wie ehemals sein großer Namensvetter. Auch ihn hätte eine Wölfin säugen können; jedoch von einer zweiten Städtegründung auf dem tusculanischen Berg hat bis dato nichts verlautet.

Rom indessen kannte dieser junge Wilde. Die große Stadt schimmerte ja hell genug zu seinen Felsen herüber, die Leute nannten sie „Roma", und ihn riefen sie „Romolo". Doch hörte er wohl kaum, daß beide Namen schier ein und denselben Klang hatten.

Er fühlte Kälte und Wärme, Hunger und Durst. Wenn er sich aber mit seinem Messer oder an einer scharfen Felskante verwundet hatte, so schmerzte es ihn nicht, ebenso wenig wie er empfand, wenn das Fieber ihn schüttelte oder er Schläge bekam. Aber daß Wein besser schmecke, als Wasser, hatte er mit der Zeit herausbekommen, und verstieg sich einmal ein Schaf, ohne daß er es wieder fand, so konnte er sogar einige Stunden betrübt sein.

Desgleichen kannte er Furcht. Bei Gewitter verkroch er sich, zitternd vor Todesangst. Auch gegen die dunkeln Nächte hegte er einen Widerwillen, und einmal, bei einer Sonnenfinsternis, heulte er wie ein Tier. Wenn er dagegen satt im Grase lag und der Sonnenbrand auf ihn niederglühte, war ihm wohl, und wenn er irgendwo Wein gestohlen hatte, freute er sich. Nachdem er diesen einmal gekostet, blieb er danach so lüstern, daß er ihn stahl, wo und wie er nur konnte. Im Herbst stieg er nachts bis nach Grottaferrata hinunter, kletterte in die Vignen, riß die Trauben ab, die er sich in den Mund drückte. Einigemale ward er dabei erwischt und halbtot geprügelt; er kam jedoch immer wieder. Zur Zeit des Kelterns war er vollends wie toll. Er verließ seine Herde und trieb sich den ganzen Tag in der Nähe der Weinpressen herum. Dann kam er trunken

auf seinen Berg zurückgetaumelt, wo er seinen Rausch in einer Höhle oder hinter einem Dornbusch ausschlief.

Einmal erwachte während des Rausches in ihm die Bestie; er nahm eine junge Ziege, zerriß sie und trank das warme Blut. Es schmeckte ihm beinahe noch besser als roter Wein.

Gekleidet war dieses wunderliche Stück Natur wie die anderen Hirten. Seine Beine umzottete schwarzes, langhaariges Ziegenfell, welche ursprünglichste Art von Hosen ein Lederstreifen um den Leib festhielt. Dann kam der Rock: eine Schafshaut viereckig zugeschnitten, an dem einen Ende mit zwei großen runden Löchern versehen; durch diese wurden die Arme gesteckt. Er besaß auch ein Hemd, das er einigemale des Jahres wusch, nicht weil er das für nötig fand, sondern weil er es andere Hirten so machen sah. Da der scharfkantige Fels, die Disteln und das Dornengestrüpp seine nackten Füße wund rissen, so wickelte er Lappen darum. Auch schnitt er ein kleines längliches Stück Ochsenhaut zurecht, machte an beiden Seiten Löcher, zog schmale Lederstreifen hindurch und schnürte sich dieses Schuhzeug an die Füße, wo es blieb, bis es zerriß.

Wer ihn über Trümmer und Gefels mit wildem Geschrei seiner Herde nachspringen sah, konnte ihn für einen bocksbeinigen Faun halten, besonders wenn er an heißen Tagen Rock und Hemd abgeworfen hatte. Dann schimmerte sein Körper im Sonnenschein wie durchdrungen von Strahlen.

Lag er unter einer Pinie oder Steineiche, mit seinen kleinen, lustigen, lüsternen Augen vergnüglich ins Helle blinzelnd, glich er noch mehr einem solchen mythologischen Burschen.

Romulus stand im Dienste der Tenuta, d. h. er ward dort gelitten, um die Herden zu hüten. Dafür bekam er die Felle, daraus er sich seine Kleidung verfertigte, und wöchentlich einige Pfunde Brot. Auch durfte er nach Herzenslust Ziegenmilch trinken und Ziegenkäse essen.

Wo er vorher gewesen, hatte er vergessen; eines Tages war er da und er blieb da. Fragte man ihn aus, so grinste er oder lief fort. Es fragte ihn aber selten einer. Wie man aus ihm heraus bekommen, daß er Romulus hieß, blieb in Mythe gehüllt. Von den Menschen behielt er gerade so viel in Erinnerung, um zu wissen, wer ihn schlug und wer ihm zu essen gab, vor wem er also fortlaufen und zu wem er hinlaufen mußte. Seine Herde kannte er Stück für Stück in allen Generationen, wußte überhaupt über manches Bescheid. Er spürte jedem Tiere nach, ermittelte seine Lebensweise, grübelte die geschicktesten Fallen zum Fangen aus und erkannte an der kleinsten Feder, die er am Boden fand, den Vogel, dem sie gehörte hatte. Viele Namen und Worte erfand er sich selbst.

Da er keinen Lohn erhielt, bekam er nie einen Centesimo in die Hände. Er wußte indessen, daß es Geld gab, und fühlte danach dieselbe Gier wie nach Wein. Die Kenntnis davon war ihm gekommen, als er einst zusah, wie einer einem Manne einige Kupferstücke gab und dafür Wein bekam. Bis Romulus die Sache begriff, bedurfte es vielen Hinausstarrens in die Ferne, viel eifrigen Blasens seiner Hirtenflöte und langen Schlafes. Aber die Erkenntnis kam. Kaum jedoch war der Apfel gegessen, so war es mit der glückseligen

Harmlosigkeit vorbei: es gab Geld auf der Welt, Geld, für das der Mensch sich Wein kaufen konnte. Romulus lechzte nach Geld. Um Geld zu bekommen, hätte er seinen Freund verraten und seinen Vater erschlagen. Aus dem Schutt der Ruinen wühlte er einmal eine alte römische Münze auf. Fortan suchte er immerwährend und fand auch.

Sorgfältig verbarg er den Schatz, jeden Tag nachsehend, ob er noch da sei. Es ward seine Lebensfreude.

Aber als er sich dann auf dem Jahrmarkt zu Grotta-ferrata süßen Wein kaufen wollte, gab man ihm nichts für die alte grüne Münze. Da ward er zuerst zornig, dann zu Tode betrübt, suchte und versteckte jedoch weiter.

Seine Tage waren so eintönig, wie sein Gesang. Von früh bis abend hütete er seine Herde; ward es Nacht, so kroch er in der Nähe der Tiere unter einen vorspringenden Fels, in eine Höhle oder in altes Gemäuer.

Einigemale des Jahres kam er nach Frascati. Dort sah er Menschen und Häuser und allerlei seltsame, ihm unbekannte Dinge, die er wild anstarrte; dann schlüpfte er auch wohl in eine Kirche, wo er ebenso unzivilisiert um sich blickte.

Einmal wurde er bei solcher Gelegenheit angewiesen, sich aus dem Weihbecken mit Wasser zu besprengen, sich zu bekreuzigen und dann hinzuknieen. Das gefiel ihm sehr gut; desgleichen das Gebetmurmeln der Priester und das Geklingel der Chorknaben. Alles, was an goldnem Flitter vorhanden war, schielte er an. Wäre er allein gewesen, er hätte gewiß zu stehlen versucht.

Auf diesen etwas bedenklichen Kirchenbesuch und das leidenschaftliche Gelüsten nach inbrünstigem Betasten des Schmuckes der Madonna und der Heiligen beschränkte sich Romulus' ganzes Christentum. Denn es stand zu bezweifeln, ob er überhaupt getauft worden war.

Dieser seltsame Naturbursch war Albas Jugendgenosse. Kam das Mädchen nach Tusculum hinauf, so gesellte der Hirtenknabe sich zu ihr. Sie sprachen nicht viel mit einander. Gegen den Stamm einer Ulme lehnte Romulus und spielte seine Flöte, die er sich selber gemacht; Alba kauerte am Boden und hörte zu. Dann gaben die zwei ein mythologisches Bild: Satyr und Nymphe.

Romulus zeigte seiner Freundin den Horst der Falken und wo die Wildkatze ihr Lager hatte. Sie wies ihm dafür das Nest ihrer Turteltauben und wo im Frühling die schönsten Blumen wuchsen. Aber für diesen Sohn der Wildnis blühten keine Blumen.

Als Alba ihre biblischen Geschichten lesen konnte, erzählte sie davon ihrem zottigen Freunde. Der schüttelte den Kopf und meinte: das seien nicht die rechten. Dann rückte er ihr näher, sah sich scheu um und begann ihr leise und geheimnisvoll anzuvertrauen, was er von solchen Dingen wußte. Er raunte dem ernsthaft lauschenden Mädchen zu, wie sie beide von Geistern und Göttern umgeben seien; denn jede Erscheinung in der Natur hatte er sich gestaltet: alle Jahres- und Tageszeiten, die Gestirne, Sturm und Wind, Luft und Feuer, Hitze und Kälte, Gestein und Erde. Jedes Ding war ihm ein Wesen, sogar die Geräusche, sogar die

Instinkte, sowohl die der Tiere, als die seinen. Der schrecklichste Gott schien ihm der, welcher unter Donner und Blitz am düstern Himmel dahergestürmt kam. Die Nacht dachte er sich als eine schwarze, fürchterliche Frau, den Tag als einen guten, leuchtenden Mann, der den Herden saftige Kräuter und den Menschen süßen Wein gab. Aber wie eine eigene Religion, so hatte Romulus sich auch einen eigenen Kultus gemacht: den der Furcht.

Beim Gewitter, vor dem er sich entsetzlich fürchtete, zündete er in der Höhle, in die er sich verkroch, ein Feuer an, kauerte bebend daneben und versprach der zürnenden Gottheit, wenn die ihm nichts anhaben wolle, zuerst einen Teil seines heimlichen Schatzes und half das nichts, zuletzt diesen ganz. War das Gewitter vorüber, kam er heraus und war bald wieder seelenvergnügt. Seines Versprechens dachte er nicht mehr.

Das und noch mehr des Wundersamen erfuhr Alba. Sie verstand Romulus' Gottheiten. Einige gefielen ihr sogar besser, als die ihren. Solcher Weise ermutigt, zeigte Romulus seiner Gefährtin, was er bis dahin selbst vor ihr streng verborgen gehalten. Unter allerlei geheimnisvollen Andeutungen führte er sie an einen Ort, wo es tief in die unterirdischen Ruinen hineinging. Ein Spahn ward von dem Knaben entzündet, dann schritt er voraus. Sie wanderten durch lange, finstere Gänge. Oft mußten sie sich mühsam durch die Verschüttung zwängen, oft gelangten sie nur kriechend weiter. Fledermäuse umschwärmten die beiden Kinder und Schlangen krochen über ihren Weg. Die Moderluft benahm

Alba fast den Atem. Zuweilen leuchtete hoch oben durch einen Spalt der Himmel herab.

Sie kamen durch Gemächer und Säle, wo gestürzte Säulen den Weg versperrten, an den Wänden alte Marmorbekleidung schimmerte. Dann wieder wandelten sie wie durch Grüfte: bleiche Statuen streckten Haupt, Arm oder Leib aus der Erde, lagen auf dem Boden, standen in dunkeln Nischen, wie Gestorbene im Leichengewand.

Endlich waren sie da.

Alba staunte.

Sie befand sich in einem prachtvollen Saal. Gelber Marmor umglänzte die Wände wie Gold, schwarze Säulen trugen ein schneeweißes Gesims, darauf Geranke gebildet war, dem die Leiber holder Knaben entstiegen. Sie hielten Schalen in den Händen und hoben Krüge empor. Den Boden bedeckten in weitem Kreis bunte Gestalten: Frauen mit Fischleibern, die einen Reigen aufführten. In der Mitte des Saales auf hohem Marmorblock erhob sich eine Bildsäule.

Ein Geschöpf, halb Pferd, halb Mensch, stand da, als trab' es dahin. Der Mann schwang eine Keule und bog den Kopf über die Schulter zurück. Auf seinem Rücken ritt ein Knabe, ein kleiner schelmischer Kerl, der eine Traube emporhielt.

Das Ganze war aus blutrotem Gestein.

Die Decke des Gemaches war eingestürzt und wie ein Gewebe spann sich Epheu, von Sonnenstrahlen durchflimmert, über die Öffnung. Einige Ranken hatten sich gelöst, wanden

sich wie Guirlanden an den Wänden weiter, umzogen das Gemach, umschlangen die Säulen.

Scheu auf die Statue des Kentauren deutend, flüsterte Romulus Alba zu.

„Das ist der Blutmann. Der Blutmann kommt des Nachts hervor, reitet über die Erde, erschlägt mit seiner Keule Menschen und Vieh und trinkt ihr Blut. Sieh, wie rot er davon ist! Und das Kerlchen, das auf ihm sitzt, das meint es gut mit uns. Da sagt er denn dem andern: Wein sei besser, als Blut! Und der Alte glaubt's ihm. Dann wirft er die Keule fort und trinkt Wein und — und — ja, und so ist es."

Darauf nach einer Pause:

„Daß Du mich ja nicht verrätst! Damit der Blutmann mir und meiner Herde kein Leids anthut, schlachte ich ihm jedes Jahr ein schwarzes Lamm. Das Blut bekommt er, das Fleisch ich. Willst Du das nächstemal dabei sein?"

„Wann ist das?" fragte Alba schaudernd.

„Wenn der Mond so steht, daß er durch das Loch gerade auf den Blutmann herabscheint. Komm mit, es wird lustig."

„Mir gefällt es nicht; das ist auch kein Gott. Ein Gott sieht anders aus. Mein Gott ist wie ein Mensch, und mein Gott ist schön. Wenn ich ihn nur einmal wirklich sehen könnte, nicht nur sein Bild."

„Kannst Du das nicht?"

„Ach nein."

Sie schwieg gedankenvoll.

„Ich würde wohl sterben müssen, wenn ich ihn sähe."

„Das möchte ich nicht."

„Ich eigentlich auch nicht," vertraute sie ihm an. „Komm fort. Ich fürchte mich."

Und sie drangen wieder zum Licht der Sonne hinauf.

VII.

Je mehr Orest heranwuchs, desto mehr ward er der Stolz und die Wonne seines Vaters. Ettore Bardi wollte seinen Sohn zu einem tüchtigen Banditen erziehen. Der Trieb und die Lust dazu mußten ihm ja im Blute stecken. Er wies Orest die bunten Gensdarmen, die das ganze Jahr hindurch in Carpineto patrouillierten, und dressierte den Knaben auf sie wie ein Jäger seinen jungen Hund auf den Mann. Dann ließ er Orest mit den andern Knaben „Briganten“ spielen. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Diese Brut räuberte und erdolchte im Spiel. Zum Schluß mußte jedesmal ein Bandit erschossen werden; wenn er tot im Sande lag, schrieen die anderen: „Evviva!“

Orest war der Held dieser Spiele. Wie oft er in seinem jungen Leben füsiliert worden, läßt sich nicht ausrechnen.

Einmal führte Ettore Bardi den Knaben zu einem Platz, wo zweie erschossen lagen, ein Brigant und ein Päpstlicher. Das Kind mußte sich die blutigen Toten ansehen,

davon der eine begeistert gepriesen, der andere gräßlich verwünscht ward. Dann ließ ihn sein Vater mit den Leichen allein. Als er wieder kam, fand er Orest ruhig an der Seite der Ermordeten kauern. Nie erhielt das Kind von seinem Vater einen Schlag; aber er war oft zugegen, wenn seine Mutter geschlagen ward. Da warf er einmal im Grimm ein großes Messer nach dem Vater. Es traf Ettore an der Hand, die heftig zu bluten begann. Der Bandit wischte sie nicht ab, und schlug Surrina mit der blutüberströmten Hand, daß es schien, als blute auch sie. Als Orest das sah, schrie er laut auf, doch Surrina lachte ihren Sohn an.

Erhielt Surrina von nun an Schläge, so stand ihr Knabe dabei, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Die Zeit verging schnell. Ettore Bardi trieb sein Banditengeschäft mit jedem Jahre wilder, Surrina welkte mit jedem Jahre mehr hin, Orest reifte zum Jüngling heran. Er war der Abgott seiner Eltern, besonders seines Vaters.

Hauptsächlich beschäftigte er sich mit der Jagd, denn in der Oliveta zu arbeiten, gefiel ihm nicht; seine Mutter that es für ihn. Was er erbeutete, brachte er in Carpineto auf den Markt, oder er ging damit nach Segni und verkaufte es dort für den ersten besten Preis. Den Erlös erhielt heimlich seine Mutter, die jedes Kupferstück sammelte. War Ettore Bardi von Hause fort, so saß sie die halben Nächte auf, spann und webte und verdiente sich dadurch gleichfalls einige Scudi im Jahr. Sie hatte den Erwerb nötig, denn Messen waren teuer und eine Messe ließ Surrina jedes Jahr

im Spätsommer lesen. Der Priester, bei dem sie gebeichtet, nannte bei diesem Totenamt keinen Namen: die Messe galt einer armen Seele, die unvorbereitet eines jähen Todes gestorben und nun im Fegefeuer schreckliche Qualen litt. Bei diesen Messen war Surrina stets zugegen, auch Orest mußte dabei sein.

Eines trüben Winterabends saß Surrina mit ihrem Sohne noch spät vor der Hütte auf. Ettore Bardi befand sich seit mehreren Tagen auf einem seiner gewöhnlichen Ausflüge. Eng neben einander sitzend, erzählte die Mutter ihrem Sohne halb singend, halb berichtend alte, wilde Geschichten. Plötzlich fielen in unmittelbarer Nähe Schüsse und gleich darauf kam, die Büchse in der Hand, Ettore Bardi gestürzt. Er sprang an den beiden vorbei, ins Haus hinein. Unmittelbar hinter ihm drein folgten päpstliche Gensdarmen.

Sie hatten den Mann, der soeben einen der Ihren getötet, nicht erkannt, aber sie wollten trotzdem in das Haus dringen. Doch Surrina deutete mit dem Kopf zur Oliveta hinüber und sagte: „Er ist da hinein, der Knabe wird Euch führen.“

Sofort stand Orest auf und ging voraus, die Männer folgten. Das Weib begann ein neues Lied. Nachdem die Häscher fort waren, ging sie ins Haus, wo in der Kammer Ettore Bardi stand, bereit, sein Leben teuer zu verkaufen. Sein Weib raunte ihm zu: „Schnell ins Gebirg! Der Knabe hat sie in die Oliveta geführt.“ Der Mann warf seinem Weib einen seltsam leuchtenden Blick zu, zauderte, sprang zum Fenster hinaus.

Auf der Straße waren unterdessen die Nachbarn zusammengelaufen, Surrina trat unter sie: „Ettore Bardi hat einen getroffen; er ist fort.“

Jetzt kamen die Gensdarmen zurück. Sie hatten erkannt, daß sie getäuscht worden waren, und schäumten vor Wut. Orest sah sehr stolz aus.

„Es ist Ettore Bardi gewesen!“ schrieen sie Surrina zu. Diese entgegnete ruhig:

„Es war Ettore Bardi.“

„Wo ist er?“

„Sucht ihn!“ lautete die lakonische Antwort.

Alle Nachbarn hatten sich um das Weib gedrängt; die Carabinieri konnten ihr nichts anhaben. Unter lauten Verwünschungen eilten sie fort, den Felsen zu.

Am Morgen sah sich Orest den Mann an, den die Kugel seines Vaters getroffen. Es war ein guter Schuß gewesen.

Der Erschossene wurde begraben — eingescharrt, und weder von dem Gemordeten noch von dem Mörder sprach man viel. Ettore Bardis Haus aber wurde bewacht.

Surrina und ihr Sohn lebten fort, als sei nichts geschehen. Das Weib hockte den ganzen Tag vor der Hütte im Sonnenschein, die Spindel in der Hand, von der sie langsam den Faden abdrehte. Orest trieb sich auf dem Wachtelfang umher.

Einige Wochen vergingen auf diese Weise. Die Carabinieri waren abgezogen, Ettore Bardi kam trotzdem nicht zurück.

Auch hörte man nichts von ihm. Die Nachbarinnen kamen gelaufen und wollten zu jammern beginnen. Aber Surrina sprach kein Wort von dem Verschollenen, selbst gegen ihren Sohn erwähnte sie seiner niemals.

Da eines Tages kramte Surrina allerlei Eßwaaren zusammen, Maisbrot und Ziegenkäse, auch eine große Foglietta alten Weines, desgleichen Leinwand, Salben und Verbandzeug. Orest mußte die Büchse nehmen, die seine Mutter als Hochzeitsgut ins Haus gebracht, und so viel Pulver und Blei, als er tragen konnte. Nachdem es Nacht geworden, schlichen sie zum Hause hinaus.

Der Regen strömte, das Käuzchen schrie und durch die Ölbäume huschte lautlosen Fluges die große, graue Eule.

In der Nische einer Vignenmauer stand ein Madonnenbild, davor ein Öllämpchen brannte. Der Wind trieb die rote Flamme hin und her, daß der schwankende Schein der schmerzlichsten Mutter auf die Brust fiel, gerade dorthin, wo in ihrem Herzen das Schwert steckte. Surrina warf sich mit ihrem Sohne auf die Kniee und betete inbrünstig. Dann setzten sie ihren Weg fort. Bald begann es steil aufwärts zu führen. Unter ihren Füßen löste sich das Geröll und fiel rasselnd zur Tiefe. Sie lauschten; niemand verfolgte sie.

Nun ging es weiter, Felsenpfade hinauf, die nur die Herden erklimmen, der Hirt und der Bandit. Sie hatten schwer zu tragen und redeten nicht.

Einmal hörten sie tief unten in Carpineto die Glocken zur Frühmesse läuten; da standen sie wieder still und Surrina

murmelte den Morgensegen. Derweilen spähte Orest um sich. Ringsum kahles Gestein und darüber am dunklen Himmel ungeheuerlich gestaltete Wolken, vom Winde gejagt, als seien sie Wild der Luft, das zu Tode gehetzt werden sollte.

Nach kurzer Rast brachen sie von neuem auf. Manchmal eilte Surrina voraus; dann wieder war's, als könne sie sich kaum weiter schleppen.

Endlich kamen sie droben an. Eine weite Steinwüste dehnte sich vor ihnen im fahlen Morgengrauen aus. Gewölk lagerte darüber, schwer und schwarz wie der Deckel eines Sarges. Nebel quoll auf.

Wohl eine Stunde hatten sie noch zu wandern. Da gelangten sie in eine enge Schlucht, die ganz mit dem dichten, dornigen Gestrüpp der Myrten und des Mastix angefüllt war; Scabiosen und Sanddisteln wucherten dazwischen, Brombeer und stachlichte Winden.

Es erschien undurchdringlich.

Steil stiegen die Felswände aufwärts, immer näher zusammenrückend, bis sie sich droben beinah schlossen. Epheu klemmte sich zwischen die Spalten. Die Blätter waren verdorrt; grau, zersplitternd und verfaulend ringelte sich das Geäst aufwärts. Kein Pfad führte zu den Klippen empor.

Jedem Auge verborgen wußte Surrina eine Stelle, von wo aus man in das Gewirr einzudringen vermochte. Nahe der Felswand zerrte sie das Gezweig eines Erdbeerstrauches auseinander. Durch die Öffnung schlüpfte zuerst Orest, seine Mutter folgte, sorgsam die grüne Pforte wieder hinter sich schließend. Eine Art von Pfad ward erkennbar. Die Frau

prüfte das Gestrüpp. Es schien ihr erst kürzlich auseinander getreten worden zu sein, auf dem grauen Stein gewahrte sie eine dunkle Spur. Surrina wies darauf hin; es war Blut.

Nur langsam vermochten sie vorzudringen, fast jeder Schritt mußte erst gebahnt werden. Surrinas Rock zerriß in Fetzen.

Jetzt standen sie am Ende der Schlucht. Eine hohe, jähe Wand stemmte sich ihnen entgegen.

Hier war ihr Ziel. Surrina warf ihre Last ab, drang bis dicht an den Felsen, teilte von neuem Gerank und Buschwerk — der schmale, niedrige Eingang einer Höhle ward sichtbar. Die Frau beugte sich tief herab, aber in dem Dunkel vermochte sie nichts zu erkennen. Sie lauschte. Gleich darauf richtete sie sich wieder auf, winkte Orest zu, draußen zu bleiben, und kroch auf den Knieen hinein.

Drinnen erweiterte sich der Raum, stieg hoch auf, gestaltete sich zu einer Grotte, die tief ins Innere des Berges führte. Hinten erhellte es sich: den Felsen durchriß ein Spalt. Mattes Morgenlicht drang herein, ein blühender Ginsterstrauch leuchtete goldig in den Abgrund hinunter. Auf einem Haufen trockenen Laubwerks, mit seinem Mantel zugedeckt, lag Ettore Bardi.

Einige Schritte vom Lager entfernt blieb Surrina stehen: seit vielen Jahren, seit der Nacht auf Tusculum konnte sie keinen Toten sehen und der Mann regte sich nicht. Aber vorhin hatte er gestöhnt. Sie trat näher und sah sein Gesicht — das bot einen schlimmeren Anblick dar, als das einer Leiche.

Er hielt die Augen weit offen; indessen mit diesen offenen

Augen sah er nichts, auch nicht sein Weib, das er doch anstarrte. Er war in die Brust geschossen worden und hatte sich die Wunde mit Fetzen zugestopft. Dennoch hatte das Blut den ganzen Mantel überströmt und vor dem Lager eine große, schwärzliche Lache gebildet.

Surrina schlug ein Kreuz; dann kauerte sie sich neben ihrem Manne nieder und flößte ihm Wein ein.

Nach einer Weile erholte sich der Bandit aus seiner Ohnmacht, riß die Hände aus dem Laub, in das sie sich eingewühlt hatten, schlug sich auf die verwundete Brust. Sofort floß das Blut wieder. Er begann im Fieber zu rasen, sein Weib warf sich über ihn, um ihn zu halten. Er rang mit ihr. Dann ward er ruhiger, fuhr jedoch fort, zu phantasieren. Surrina hörte ihm zu und rührte sich nicht.

Orest hatte sich am Eingang der Höhle niedergeworfen; er war totmüde. Seine Büchse schußgerecht über die Kniee gelegt, durchspähte er scharfen Auges die Büsche. Dort säuselte jedoch nur der kühle Morgenwind durch die Zweige. Über der Schlucht schwebte ein Geier. Der Knabe beobachtete den Vogel und mußte sich denken, wie es sei, wenn da droben auf der Felswand ein toter Mann läge. — — Die Augen, die nichts mehr sahen, starrten zum Himmel empor, auf der Brust, über dem Herzen, das nicht mehr schlug, hatte er die Todeswunde. Und der Geier kam geflogen, stieß auf den Leichnam herab, hackte mit seinem spitzigen Schnabel die Wunde auf, fraß des toten Banditen Herz — —

Da trat Surrina zu ihm. Orest sah sie an und schrie auf:

„Du hast ihn totgeschlagen!“

Ihre Kleider waren blutbefleckt, ihr Gesicht verzerrt und starr, als habe sie etwas Entsetzliches geschaut.

„Ich habe ihn nicht totgeschlagen.“

„Wo ist er?“

„Er liegt drinnen und hat das Wundfieber.“

„Wird er leben bleiben?“

„Wer kann das wissen.“

Beide schwiegen. Dann sagte die Frau:

„Geh und suche Heilkraut. Auch nach dem Quell mußt Du hinab und Wasser holen. Du wirst es rauschen hören.“

Orest stand sogleich auf.

„Soll ich's hineinbringen?“

„Nein.“

Sie beschäftigte sich mit den mitgebrachten Sachen, Orest nahm den Krug, warf die Büchse über und drang ins Gestrüpp.

Eifrig suchte er nach dem Heilkraut. Er kam zurück, die Hände blutend, aber mit einem großen Busch Pflanzen. Auch Wasser brachte er. Seine Mutter wartete bereits auf ihn.

„Er ist zur Besinnung gekommen,“ berichtete sie.

Sie ging wieder allein zu ihrem Manne hinein.

Als Surrina zu ihm trat, öffnete Ettore Bardi die Augen. Er sah sie mit demselben Blicke an wie an jenem Abend, als sie in die Hütte kam und ihm gesagt hatte, daß er in die Felsen fliehen sollte. Dann nahm er, was sie ihm reichte.

Darnach wusch sie die Wunden, legte das Kraut darauf, verband sie. Der Mann ließ alles mit sich geschehen, ohne

sich zu rühren. Der Schmerz war furchtbar, aber er that keinen Laut.

Als der Verband umgelegt war, wurde er von neuem bewußtlos. Surrina verließ die Höhle, stieg zur Quelle hinab, wusch ihre blutigen Hände und ihr blutiges Kleid; dann ging sie zu ihrem Sohn, dem sie sagte:

„Du mußt nun aufbrechen, der Weg ist weit.“

„Du bleibst?“

„Ich bleibe. Die Büchse mußt Du hier lassen.“

„Kannst Du mir ein Brot geben?“

„Nimm Dir eins, wir haben genug.“

„Dann will ich gehen.“

„Die Muttergottes sei mit Dir.“

„Wann kommst Du?“

„Ich denke wohl in drei Tagen. Die Wunde wird bald geheilt sein.“

„Ade, Mutter.“

Er ging.

Es geschah, wie Surrina gesagt: die Wunde schloß sich rasch. Die Frau war aber auch eine wunderbare Pflegerin; das Auflegen ihrer Hand allein schien zu heilen.

Am Morgen des vierten Tages sagte Surrina:

„Heut' geh ich. Wein und Brot schick' ich Dir durch Pietro. Ich werde wohl von Dir zu hören bekommen?“

„Du wirst von mir zu hören bekommen — — Also Du gehst?“

„Ich gehe.“

Er machte eine heftige Bewegung.

„Du mußt Dich ruhig verhalten,“ erinnerte Surrina. Dann verließ sie ihn.

Als Surrina auf das Felsenplateau trat, kam ihr Sohn ihr entgegen. Er hatte die ganze Zeit am Eingang der Schlucht Wache gehalten und war todesmatt vor Erschöpfung und Hunger.

Seine Mutter weinte.

* * *

In Carpineto begann wieder das alte Leben; Surrina spann und webte, Orest jagte und faullenzte. Aber in das alte Leben war neues Glück gekommen: Surrina ward nicht mehr blutig geschlagen. Es kam vor, daß der leidenschaftliche Knabe seine fanatische Liebe für diese so oft geschlagene Mutter nicht anders zu äußern wußte, als indem er sich vor ihr niederwarf, sie mit beiden Armen umfaßte und immerfort rief: Mutter! Mutter! Mutter!

Jetzt wachten und warteten sie nicht mehr die Nächte hindurch; wenigstens Orest nicht.

Von Ettore Bardi erfuhren sie durch einen vertrauten Banditen, den Surrina mit Wein und Brot zu ihm geschickt, daß der Verwundete in rascher Besserung begriffen sei. Nach Hause zurückkehren durfte er indessen nicht, da man noch immer nach ihm fahndete: Der Mörder hatte nur die Wahl zwischen dem Kerker als Galeerensträfling und dem Felsengebirge als Bandit.

Endlich bekamen sie von ihm zu hören, wie er es seinem Weibe versprochen. Er stand an der Spitze einer Bande, die ganz Campanien in Angst und Schrecken versetzte. Nach

wenigen Wochen galt Ettore Bardi für einen der größten Banditen des Landes. Carpineto war erfüllt von den Thaten und dem Ruhme seines Sohnes. Auf den Gassen sprach man von ihm vor den Ohren der Gensdarmen und sang über ihn Lieder und Balladen. Surrina ward plötzlich zu der angesehensten Frau des Ortes. Niemand begriff, daß sie so ruhig und kalt dabei blieb und gar nicht hochmütig wurde.

Von neuem ließ man die Hütte scharf bewachen; dennoch fand Surrina eines morgens in ihrer Kammer ein kleines Paket. Als sie es öffnete, glänzte ihr Gold entgegen. Es war ein prachtvoller Schmuck. Noch denselben Tag schenkte sie das Geschmeide der Kirche.

Endlich ward ein Preis auf Ettore Bardis Kopf gesetzt. Damit erreichte des Mannes Ruhm seine Höhe; es fehlte ihm nur noch, gefangen und erschossen zu werden, um fortan in Carpineto unsterblich zu sein.

Im Frühjahr blieb Orest einmal drei Tage von Hause fort; seine Mutter war schon in Sorge um ihn, als er glückselig wiederkam. Er war auf dem Monte Cacume gewesen. Mit Lebensgefahr hatte er einen jungen Adler aus dem Horste geholt; den wollte er für Alba zähmen.

VIII.

Orest war hoch hinauf ins Gebirge gestiegen. Sein Adler flog mit ihm. Der königliche Vogel war so zahm geworden, daß er auf den Ruf seines Herrn hörte, wie ein Falk. Jetzt kreiste Ariundar über dem lockigen Haupt des Knaben, der unter den Adlerfittigen dahinschritt wie ein junger Zeus.

Er sprach mit Ariundar:

„Ariundar, mein Vogel, wie kannst Du so mächtig die Lüfte durchrauschen! Über Bergesgipfel in Wolkenhöhen, durch das weite Land bis zum strahlenden Meer, bis zur leuchtenden Sonne. Rausche empor — ich muß bleiben. Wäre ich Du, ich ließe das strahlende Meer und ich ließe die leuchtende Sonne! Über Berg und Thal flöge ich hin — dahin, wo es schön ist. Dort weilt Alba. Einsam sitzt sie und denkt nicht an einen, der fern ist.“

Er spähte nach den Albanerbergen hinüber und es war ihm, als blinke, von der Sonne beleuchtet, ein kahler Bergrücken auf — Tusculum.

Am Abend stand Surrina im Gärtlein und schaute in den Abgrund hinab. Wie drunten die Fieberdünste zogen! Nun, Sterben war nicht das Schlimmste, was einem geschehen konnte. Wo Ettore Bardi sein mochte? Einmal würden sie ihn doch fangen.

Warum war sie nicht bei ihm? Sie war sein Weib.

Sie pflückte einen Strauß roter Nelken; den wollte sie morgen der Madonna bringen. Dann kam Orest.

Sie hatten ihre Schüssel Ölsuppe beinahe verzehrt, als Orest plötzlich sagte:

„Giuseppe Falcone hat den Vater gesehen.“

„Wo?“

„Im Gorgathal.“

„Das ist nicht weit.“

Beide schwiegen wieder. Auf dem Herde knisterte das Feuer. Surrina fror an dem heißen Abend; sie kauerte sich dicht neben die Glut, in die sie wie geistesabwesend hineinstarrte.

„Du solltest ein Lied singen,“ bat ihr Sohn, dem bei solchem Wesen unheimlich zu Mute ward.

„Was für ein Lied?“

„Irgend eins.“

Die Augen auf die zuckenden Flammen gerichtet, sang Surrina.

Gieb, Vater, mir die Büchse, die Büchse gieb mir her.
Bin Mannes wohl genug, zu tragen ein Gewehr,
Zu werden Brigant! Zu werden Brigant!
Du schiltst mich einen Knaben und weiß ich's doch schon:
Der Räuber ist ein König, der Felsen ist sein Thron
Im volskischen Land! Im volskischen Land!

Und seine* eigne Büchse der Vater gab dem Sohn,
Mit seines Vaters Büchse der Jüngling zog davon
Und wurde Brigant! Und wurde Brigant!
Deckt nimmer auch sein Grab weder Kreuz noch Stein,
Wird nimmer doch vergessen sein Name je sein
Im volskischen Land! Im volskischen Land!

Sie sang alle Verse des langen Liedes. Immer mächtiger schallte ihre Stimme. Es war, als würde sie von ihrem eigenen Gesange belebt, von den Tönen in die Höhe gezogen. Zuletzt stand sie da, hochaufgerichtet, wilde Ekstase in Haltung und Mienen.

Das Lied war eine Romanze, vom Volke auf Ettore Bardi gedichtet.

Orest wagte nicht zu atmen; etwas wie Furcht vor seiner Mutter überkam ihn. Nach einer langen Pause begann Surrina mit klagender Stimme:

„Wenn ich tot bin, mußt Du Messen für mich lesen lassen, recht viele, viele Messen, damit meine arme Seele Ruhe gewinnt. Willst Du?“

„Ja, Mutter,“ stammelte Orest.

„Und für den Vater auch.“

„Wenn Du willst — —“

„Er hat viele umgebracht. Laß Messen für ihn lesen. Zünd auch zwei rote Kerzen an und der Madonna kauf einen Lilienkranz; aber gelbe Lilien müssen es sein.“

„Ja, Mutter.“

„Laß Messen lesen! Für den Mann, den sie auf Tusculum erschossen haben, sind auch Messen gelesen worden.

Gott sei seiner armen Seele gnädig! Mög' sie nicht zu lang im Fegfeuer brennen. Laß Messen lesen! Dann ist alles gut. Laß Messen lesen, viele, viele Messen. Der Herr erbarme sich unser."

Sie faltete die Hände, seufzte jammervoll. Dann fing sie von neuem an:

„Ich möcht', daß Du geistlich würdest. Es ist gut, einen in der Familie zu haben, der Fürbitte einlegt. Werd geistlich, lieber Sohn!"

Sie sah ihn flehentlich an und hob ihre gefalteten Hände zu ihm auf. Er zitterte am ganzen Leibe.

„Man muß fromm sein," murmelte die Volskerin. „Aus ungeweihtem Grab steht am jüngsten Tag keiner wieder auf, und erschossen werden, ist auch schlimm. Werd ein heiliger Mann, lieber Sohn! Wenn Du dann im Himmel Vater und Mutter im Fegefeuer siehst, bittest Du sie los. Auch den andern — vergiß ja den andern nicht! Laß Dir heiliges Öl aufs Haupt thun. Die Gottesmutter ist eine gute Frau, sie bittet für Dich. Nächsten Marientag wallfahrten wir nach Rom und küssen dem heiligen Vater die Füße. Ich wollt', Ettore Bardi wär' dabei. Wenn er dem heiligen Vater die Füße geküßt hat, können sie ihm den Kopf nicht mehr abschlagen. — — Jesus Maria, wer klopft so spät?!"

Orest sprang in die Höhe. An dem Fenster, das nach der Oliveta hinausging, pochte es.

„Das ist Ettore Bardi," sagte Surrina. „Geh in die Oliveta."

Sie trat ans Fenster und stieß es auf. Im nächsten

Augenblick stand Ettore Bardi zerlumpt, verwildert, fürchterlich anzusehen, mitten im Zimmer.

Orest, einem Blick seiner Mutter gehorchend, war sogleich hinausgegangen.

„Sie sind hinter mir her,“ raunte der Bandit mit heiserer Stimme seinem Weibe zu. „Bald wird's aus mit mir sein. 's ist mir nur um den Knaben. Laß ihn dabei sein, wenn sie mich niederschießen. Er soll sehen, wie sein Vater stirbt — wie ein ächter Volsker! 's ist mein Sohn. Er wird nicht jammern und heulen, wenn sie auf mich anlegen: Piff! Paff! und es rot aufspritzt, als thät's einen Freudensprung, wenn es aus dem elenden Körper herauskommt. Er ist mein Fleisch und Blut — ächtes Volskerblut! Die Heiligen mögen ihn segnen — sein Vater segnet ihn! O Surrina, daß Du mir diesen Sohn geboren hast!“

Er warf sich vor ihr nieder, umfaßte mit beiden Armen ihren Leib, schluchzte auf.

Surrina ließ sich von ihm umschlingen, als ob sie plötzlich entgeistert wäre. Ettore Bardi lallte:

„Aus ist's mit mir! Ich bin ein großer Sünder; aber die Heiligen werden mir vergeben — um meines Sohnes willen! Ich hätte Dir vergeben sollen — um meines Sohnes willen! Vergeben sollen hättest Du mir — um meines Sohnes willen! Wo ist er? Ruf den Knaben! Warum hast Du ihn hinausgeschickt? Warum will er sich nicht vor seinem Vater sehen lassen? Er haßt mich! Hörst Du das: er haßt mich! Du hast ihn gelehrt, mich zu hassen — Du hast mir sein Herz gestohlen — Du! Du! Gieb mir meinen Sohn wieder.“

Regungslos stand Surrina vor ihm. Sie sah ihn an — unversöhnlichen Haß im Blick. Er schüttelte sie wild. —

„Hörst Du nicht? Gieb mir meinen Sohn wieder!"

„Deinen Sohn?" antwortete sie, „Deinen Sohn hast Du ja gemordet."

Ettore Bardi verstand sie nicht; aber er gewahrte jetzt ihren erbarmungslosen Blick. Von Grausen gepackt, wich er vor ihr zurück, von ihrem Blicke verfolgt. Er rang nach Luft, immerfort stammelnd:

„Mein Sohn! Mein Sohn!"

Da sagte sie's ihm:

„Dieser Knabe ist nicht Dein Sohn — Deinen Sohn hast Du gemordet."

Er stand da und starrte sie an. Sein Gesicht verzerrte sich, die Augen traten aus ihren Höhlen, Schaum quoll aus seinem Munde. Er wollte auf sie zu, wollte sie mit seinen Händen erwürgen — fiel mit einem erstickten Schmerzenslaut hin.

Surrina regte sich nicht. Auf dem Herde ging das Feuer aus. Es ward dunkel. Zuweilen sprühte noch eine blaue Flamme auf, um blitzartig mit fahlem Schein durch den niedrigen, höhlenartigen Raum zu zucken. Surrina lauschte auf das Knistern der verglimmenden Kohlen, auf das Sausen des Nachtwindes, auf die keuchenden Atemzüge ihres Mannes. Sie begann vor sich hinzureden, eintönig und klanglos, als spräche sie eines ihrer Gebete ab, deren Worte kaum einen Sinn für sie hatten.

„Gemordet hast Du Deinen Sohn und gemordet hast

Du mein Herz. Du hast es zerfleischt wie ein Geier. Der Geier ist ein menschliches Geschöpf, denn er liebt seine junge Brut. Du hast nicht das Knäblein an dem Herzen seiner Mutter geschont. Es lachte Dich an und ich hob es auf zu Dir. Dein Sohn war's, den ich Dir mit Schmerzen geboren. Als ich ihn unter meinem Herzen trug, liebt' ich seinen Vater. Wenn ich nachts am Herdfeuer wartend aufsaß und es unter meinem Herzen sich regen fühlte, dachte ich daran, wie ich meinem Kinde lehren wollt', seinen Vater zu lieben, den wilden, mörderischen Mann. Und ich vermocht's kaum zu erwarten, bis er seine Ärmchen um seines Vaters Hals legen könnte. Würde es ein Knabe, sollte er werden wie sein Vater. Ach, mein armer Sohn, mein süßer Liebling, zu welchem Ungeheuer wollte Deine Mutter Dich machen!

Des Treubruchs bezichtigte er Deine Mutter. Hieß Deine Mutter nicht Surrina? War Surrina nicht das Weib Ettore Bardis? Was wußte damals Ettore Bardis Weib von Treulosigkeit? Was weiß der Frühling von dem Winter, die Nacht von der Sonne?

Dein Vater lehrte mich's wissen, als er Dich an meinem Herzen tötete.

Der Geier stürzt sich auf den Mörder seiner Brut und sucht ihm das Herz zu zerfleischen — sollt' ich schlechter sein, als der Geier ist?

Ettore Bardis Herz wollt' ich zerfleischen.

Darum schwieg ich. Zwanzig Jahre hab' ich geschwiegen — zwanzig Jahre ließ ich mich schlagen und Dirne

schimpfen. Ich wußte: jeder Tag wurde zu einer Geierkralle mehr in Dein Herz.

Und nun höre: Dieser Knabe ist nicht Dein Sohn — Deinen Sohn hast Du gemordet. Stirb daran!"

Mit zuckenden Geberden wälzte sich Ettore Bardi am Boden wie im Todeskampf. Er röchelte. Plötzlich raffte er sich auf, taumelte vor und lallte:

„Wer? Wer?"

Sie verstand ihn.

„Suche!" rief sie ihm zu.

* * *

Gehorsam hatte sich Orest in die Oliveta begeben, wo er sich unter einen Baum niederlegte und doch nicht einschlafen konnte. Von Zeit zu Zeit stand er auf, schlich zur Hütte und lauschte. Aber drinnen war alles dunkel und still. Er fühlte sich sehr unglücklich und wie von allen Menschen verlassen. Es half ihm auch nichts, daß er seine sämtlichen Gebete hersagte; wenn er an seine Mutter und Alba dachte, traten ihm die Thränen in die Augen. — — Mönch sollte er werden! Er wußte kaum, was das war.

Stundenlang lag er mit weit offenen Augen, blickte durch die Zweige in den Himmel und gab den Sternen Namen. Die „Alba" strahlte am Firmament als der schönste Stern. Es war die Venus, die gerade als Morgenstern leuchtete.

Auch an die Mutter dachte er bei diesem Spiel und an Ettore Bardi. Für jeden suchte er einen Stern aus. Nach dem Banditen nannte er den, der so rot funkelte. Der schöne Stern, den er „Mutter" taufte, ging bald unter.

Einen „Orest“ fand er gleichfalls: er glühte groß und feurig, ganz nahe bei der „Alba“. Gegen den Stern „Ettore Bardi“ ballte er die Hand. Es mußte Blut am Himmel zurückbleiben, wenn der rote Stern unterging. Endlich erblaßte er und Orest freute sich: Ettore Bardi war tot.

Jetzt schwand einer nach dem anderen. Das ganze Firmament ward in der Phantasie des Knaben zum Kirchhof: alle Menschen starben; auch Alba, auch er. Sie starben beide zusammen. Glühendes Morgenrot ergoß sich über Himmel und Erde, die Welt lebte auf.

Mit schweren Gliedern erhob er sich und begab sich nach der Hütte. Er fand nur seine Mutter darin.

Surrina hatte ihr schlechtestes Gewand an und ein Tuch um den Kopf gebunden, am Boden lag zertreten ein Strauß roter Nelken. Sie ging im Hause umher und kramte allerlei zusammen.

„Gieb Ariundar zu fressen, die Leber vom Berghasen ist noch da.“

„Die muß bis morgen bleiben.“

„Gieb sie ihm heute; der Weg ist weit.“

„Welcher Weg?“

„Ei, nach Tusculum.“

„Was sagst Du, Mutter?“

„Nun, daß es bis Tusculum weit ist.“

Orest wollte aufjubeln, besann sich und machte ein finsteres Gesicht.

„Der Vater schickt uns hin?“

Surrina nickte.

„Du sollst dort arbeiten?“

„Was sonst?“

„Es ist ein heißes Jahr.“

„Was thut's?“

„Mutter — —“

„Eh?“

„Der Vater wird auch dort sein?“

„Ettore Bardi wird auch dort sein.“

„Versteckt?“

Surrina machte eine Bewegung. Darauf:

„Wie Alba sich freuen wird.“

Und da er fortfuhr, finster vor sich hinzustarren, schmeichelte sie:

„Und Du kommst im Mantel zu ihr.“

Sie ging in die Kammer, holte seinen neuen Mantel, dieses erste Zeichen der Mannheit, und warf ihm das schwarze, faltige Tuch um die Schultern.

Das bezwang ihn. Er schritt stolz in seinem Faltenwurf umher und schaute dabei sehnsüchtig zur Wand hinüber, wo seiner Mutter Gewehr hing. Surrina folgte dem Blicke ihres Lieblings. Sie nahm das Gewehr herab:

„Blut räche mit Blut!“

Es war das uralte volskische Rachewort, das jede Mutter ihrem Sohne sagt, wenn er zum erstenmale seine eigene Büchse trägt. Surrina hatte es ganz mechanisch gesprochen.

Orest strahlte vor Stolz und Glück: er sollte zu Alba, er hatte eine Büchse — er brauchte nicht Mönch zu werden.

IX.

Einige Stunden später traten Mutter und Sohn ihre Wanderung an. Vor dem Thore an der Cisterne wuschen die Weiber. Sie riefen der Volskerin zu:

„He, Surrina, wohin?“

„Fort.“

„Ettore Bardi ist doch nicht gefangen?“

„Ettore Bardi ist frei.“

„Er soll im Gorgathal sein.“

„Dort soll er sein.“

„Gehst Du zu ihm?“

„Nein.“

„Wohin willst Du denn?“

„Nach Tusculum, Weizen schneiden.“

Die Frauen kreischten laut: „Ettore Bardis Weib Weizen schneiden!“

Vor Segni begegnete ihnen ein Trupp päpstlicher Gensdarmen, die das Land nicht kannten.

„Wo geht es ins Gorgathal?“ fragte der eine Surrina vom Pferde herab. Diese zeigte es ihnen.

„Ihr wollt wohl den Ettore Bardi fangen?“

„Das wollen wir.“

Surrina deutete in die Luft auf Ariundar:

„Dort fliegt er; schießt ihn herab.“

Die Männer lachten und ritten davon.

Unten im Thal wurde die Sonnenglut fürchterlich. Sie stießen auf lange Züge von Arbeitern, die alle ins Römische wollten. Die Leute erzählten der Volskerin, daß in diesem Sommer Hunderte vom Fieber dahingerafft würden. Sie waren niedergeschlagen und elend, schon jetzt zum großen Teil von Fieberanfällen ermattet.

Langsam wanderten die beiden weiter, so daß ihnen erst am Abend des dritten Tages Tusculum zu Gesicht kam. Statt von Frascati, stiegen sie diesesmal vom Molarathal aus hinauf.

Romulus weidete seine Herde, als er Surrina und ihren Sohn den Berg heraufkommen sah. Über dem Jüngling schwebte ein Adler.

„So, Du bist's,“ dachte der Hirt und stieß einen gurgelnden Laut aus. Er fürchtete sich.

Es dunkelte, als sie auf der Tenuta anlangten. Orest schlug das Herz. Er spähte um sich, aber die er suchte, war nicht da. Scheu blickte er die Mutter an, die nickte ihm zu; da lief er fort.

Frau Mariuccia saß in ihrem Lehnstuhl und auf dem Feuer briet die Frittata. Sie betete laut:

„Heilige Muttergottes, erbarme Dich der armen Seelen im Fegefeuer!“

„Amen,“ sagte eine fremde Stimme.

Fast wäre Frau Mariuccia vor Schreck in die Höhe gefahren. Zum Glück besann sie sich noch zu rechter Zeit; das große Ereignis unterblieb und sie sank ergebungsvoll wieder in die Kissen zurück.

„He, Surrina, bist Du's?“ kreischte der Lehnstuhl, denn er und Frau Mariuccia waren bekanntlich ein Leib.

„Ich bin's,“ versetzte die Angerufene und trat vor.

„So, Du bist's! Oh! Oh!“ ächzte der Lehnstuhl, mit mattem Versuch, seine Lebensgeister zu sammeln.

„Michele Falori ist nicht da?“

„Heilige Jungfrau! wie Du die Leute erschreckst!“

„Ich bin nicht Ettore Bardi.“

„Wo ist er?“ Und der Lehnstuhl wäre diesmal wirklich beinah in die Höhe gekommen.

Zum Glück verhütete dies Surrina wiederum. Sie sagte:

„Ich komme allein.“

„Oh, oh, oh! Wie Du die Leute erschreckst. — — Nein, Michele Falori ist nicht da.“

„Ist er auf der Tenuta?“

„Mein Gott, wie viel Du frägst.“

„Gute Nacht, Mariuccia.“

„Gute Nacht, Surrina. Wie geht Dir's, Surrina?“

„Nicht schlecht.“

„Und Ettore Bardi?“

„Ist ein großer Bandit geworden.“

„Oh, oh, oh! Sag doch, Surrina — —“

Surrina war aber bereits gegangen und Mariuccia begann sich allmählich nach dem Bette hin zu bewegen; die Frittata war über dem Schrecken verbrannt.

Langsam ging Surrina der Tenuta zu. Bald kam ihr ein Reiter entgegen; das Weib stellte sich ihm in den Weg; mit einer Verwünschung riß Michele Falori sein Pferd zurück.

„Bist Du wieder da?“

„Ich bin wieder da.“

„Auf dem Kopf Deines Mannes steht ein Preis.“

„Michele Falori, ich bin wieder da.“

„Zum Teufel, was willst Du?“

„Vielleicht einen gelben Lilienkranz über das Kreuz hängen. Du weißt, der Tag jährt sich bald.“

„Ich fragte Dich: was Du willst?“

„Du sollst mir Arbeit geben.“

„Im Feld?“

„Ja.“

Michele Falori blieb eine Weile stumm als er wieder sprach, klang es anders:

„Es ist ein böses Fieberjahr, Surrina.“

„Vor zehn Jahren gabst Du mir Arbeit, weil es ein böses Fieberjahr war.“

Michele Falori gab seinem Pferde die Sporen, daß es sich aufbäumte, und sprengte davon.

* * *

Orest befand sich droben auf der Tenuta, Surrina drunten im Feld. Es war der Frau nicht leicht geworden, ihren Sohn zu bewegen, sich von ihr zu trennen. Als Surrina den ersten Morgen nach ihrer Ankunft auf Tusculum von Michele Falori zurückkam, entspann sich folgendes Gespräch zwischen Mutter und Sohn. Die Volskerin sagte:

„Ade also.“

„Gehst Du fort?“

„Weizen schneiden — freilich.“

„Müssen wir gleich heut hinunter?“

„Thut Dir's leid?“

„Nicht doch. Giebt Michele Falori uns Leinwand zum Zelt?“

„Sie ist schon auf das Maultier gepackt. — — Ade also.“

„Wie, Mutter?“

„Nun, Du bleibst doch da.“

„Und Du?“

„Ich geh' hinunter.“

„Ohne mich?“

„Michele Falori will Dich nun einmal auf der Tenuta behalten.“

„Michele Falori?“

„Du bekommst ein Roß und mußt im Molarathal die Jochochsen treiben. Es ist freilich auch mühsam.“

Orests Augen leuchteten; dennoch meinte er:

„Aber Du bist dann allein.“

„Es giebt Leute genug drunten im Feld. Wenn

Du durchaus willst, so komm jetzt mit mir hinab und hilf mir das Zelt aufschlagen. Morgen bekommst Du dann Dein Pferd. Alle Abende reitest Du herab. Dann koch' ich Dir und wir schwatzen."

Alba kam. Orest ging ihr nicht entgegen, aber sein leuchtender Blick begrüßte sie.

Auch Surrina sah das schöne Mädchen an. Wie groß sie geworden war! —

Und ihr Knabe! — — Heilige Muttergottes, es war kein Knabe mehr! Einem Knaben giebt die Mutter auch keine Büchse zum Eigentum und spricht dazu: „Blut räche mit Blut!" Das arme, unwissende Weib ward von einer dumpfen Angst gepackt.

Während die beiden glücklich waren, schlich Surrina sich fort, Orest merkte es kaum. Statt seiner Mutter im Feld ihr Zelt aufschlagen zu helfen, blieb er bei Alba und schenkte ihr seinen Ariundar.

Das Amt, das Orest zuerteilt erhalten, war bei seinen jungen Jahren ehrenvoll genug. Auf seinem kleinen, schnellfüßigen Renner durchjagte der Jüngling die Hochsteppe, die sich unterhalb des tusculanischen Hügels ausdehnte. Hier befanden sich die großen Herden der Jochochsen. Die mächtigen Tiere lebten in der sumpfigen Prärie wie in der Wildnis. Berittene Hirten bewachten sie. So viele Tiere, wie die Tenuta grade zur Arbeit brauchte, wurden eingefangen und hinaufgetrieben. Diesem Geschäft stand Orest vor. Ihm waren zwei Knechte zuerteilt worden.

Ein seltsames Geschenk erhielt Alba von Romulus.

Dieser Jüngling begriff allmählich, daß Orests Adler ein ganz natürlicher Vogel sei und nicht der „Luftgeist", wie er zuerst geglaubt hatte. Einmal hinter Ariundars unmythologischen Charakter gekommen, brachte Romulus viele Tage mit Denken zu. Nach langer Anstrengung fiel ihm endlich etwas ein und plötzlich verschwand er von Tusculum, die Obhut seiner Herde einem anderen Hirten überlassend, dem er für die Hut das Vließ eines einjährigen, schwarzen Bockes versprach.

Eine volle Woche blieb er aus; dann kam er zurück, müde, hungrig, zerfetzt und zerbissen, aber seelenvergnügt, grinsend von einem Ohr bis zum anderen, als er Alba am festen Seile aus Rindshaut angeschleppt brachte, was für sie aus dem Apennin zu holen er fortgelaufen war: eine junge Wölfin, die er der säugenden Mutter geraubt.

Auch dieses Geschöpf der Wildnis ward gezähmt. Wie ein Wesen aus der Fabelwelt, von einem Adler und einer Wölfin begleitet, schritt Alba fortan dahin.

Aber obgleich Romulus der jungen Herrin von Tusculum das Tier, das seine Amme gewesen sein konnte, gewissermaßen als Symbol seiner eigenen wölfischen Seele wie ein Opfer vor die Füße gelegt hatte, hörte die langjährige Kameradschaft der beiden plötzlich auf. Das kam so.

Eines heißen Sommertages befand sich Alba auf dem tusculanischen Berge. Vom Himmel schoß es wie Flammen herab; das Mädchen flüchtete in den Schatten einer mächtigen Pinie, die einsam in der Felsenwildnis stand. Sie warf sich in das hohe, versengte Gras, blickte in die umdunstete Weite hinaus und summte vor sich hin:

Auf dem Berg von Tusculum weht
  Der Wind im Heidekraut.
Über den Berg von Tusculum geht
  Luisetta, die Braut.
Auf dem Berg von Tusculum blühn
  Gelber Ginster und blauer Rosmarin.

  Luisetta, Du junge Maid,
  Wann machst Du Dir Dein Hochzeitskleid?
  Luisetta, Du armes Kind,
  Seufztest Du oder war's der Wind?
Auf dem Berg von Tusculum blühn
Gelber Ginster und blauer Rosmarin.

  Luisetta, verlassene Braut,
  Horch, wie der Wind rauscht im Heidekraut.
  Ach, wer nicht kam,
  War der Bräutigam.
Auf dem Berg von Tusculum blühn
Gelbe Ginster und blauer Rosmarin.

Ihr Lied verklang. Eine schwere Müdigkeit bemächtigte sich ihrer; die grellen Lichtstrahlen umwogten sie wie ein Gewühl leuchtender Farben und das Summen der Käfer und Insekten ringsum rauschte laut wie Meeresbrandung an ihr Ohr. Ihr Kopf sank auf die Brust, die Augen fielen ihr zu; sie schlief ein.

Ein Schauer, der ihren ganzen Körper schüttelte, weckte sie. Sie fühlte eine heiße Berührung, die sie zusammenzucken machte, mühsam zwängte sie die Augenlider auf und blickte in ein braunes, glühendes Gesicht, das sich tief über sie neigte; kleine, gelbe, funkelnde Augen schielten auf sie herab — Satyr belauschte die schlafende Nymphe.

Seit dieser Stunde mußte der arme Faun immer allein seine Herde hüten. Groll kannte seine biedere, unbewußte Seele nicht; dafür war diese begehrlich geworden: es gab noch andere süße Trauben, als solche, die an Rebstöcken wuchsen. Aber diese Trauben hingen dem Wölflein zu hoch.

* * *

„Wenn ich nur wüßte, was mein Vater gegen Dich hat," sagte Alba eines Abends zu Orest, zum erstenmale diesem heimlichen Schmerz Ausdruck gebend. „Weißt Du es nicht?"

„Michele Falori liebt mich nicht," versetzte Orest finster. „Ich liebe auch nicht Jeden."

„Deine Mutter liebst Du sehr."

Der Jüngling erglühte.

„Wir beten die Heiligen an. Ich aber wollte, ich hätte ein Bild von meiner Mutter; dann würde ich mich davor auf die Kniee werfen und vor keiner anderen Heiligen sonst. Wenn ich zu der Madonna bete, denk' ich immer, es geschäh' zu meiner Mutter."

„Aber Dein Vater — —"

„Heißt Ettore Bardi," unterbrach der Jüngling.

„Er ist wild."

„Er ist ein großer Brigant, auf seinem Kopfe steht ein Preis!" rief Orest. „Aber," fügte er nach einer Pause hinzu, „ich hasse ihn!"

Alba sah scheu zu ihm auf.

„Du bist auch wild."

„Denke Dir, er schlägt die Mutter!" brach ihr Freund

leidenschaftlich aus. „Aber von jetzt an darf er sie nicht mehr anrühren,“ beruhigte er sich selbst, „denn jetzt habe ich eine Büchse. Blut räche mit Blut! Ist das nicht ein schöner Spruch?“

Er stand vor dem Mädchen, als wäre er plötzlich größer, männlicher geworden.

„Und Du, Du liebst Deinen Vater sehr?“ fragte er sie.

„Wie Du Deine Mutter.“

„Und Michele Falori schlägt Deine Mutter nicht?“

„Mein Vater thut keinem etwas zu Leide, der wehrlos ist,“ erwiderte das Mädchen stolz.

Als sie heimwärts gingen, begegnete ihnen im Ölwald Albas früherer Lehrer. Schon von weitem schimmerte sein lichtes Gewand durch die hellen Stämme und das silbergraue Gezweig. Langsam durch die Oliveta wandelnd, las er in seinem Brevier. Tief neigte sich sein blasses Gesicht auf das Buch herab. Er las Gottes Wort und sah darüber nicht Gottes Welt. Von dem einen wußte er, daß es das Erhabenste, Heiligste, Geheimnisvollste, von dem anderen wußte er nicht einmal, daß es schön sei.

Alba und Orest standen vor ihm, stumm und demütig. Plötzlich ergriff der Jüngling des Mädchens Hand, knieete nieder und zog die Gefährtin mit sich herab. Sein feuchtes Auge flehte zu dem Priester empor.

Der Mönch legte auf ihre beiden geneigten Häupter seine Hände.

„Der Herr und die heilige Jungfrau segnen Euch,“ murmelte er.

Den Himmel in ihren Seelen, schritten Orest und Alba weiter.

Auf der Terrasse erblickten sie einen anderen Mönch, in brauner, grober Kutte, mit strengem, großartigem Antlitz; es war der Pater Superior des Kapuzinerklosters.

Hinter der Pforte, die von Tusculana hinab in den Klostergarten führte, verschwand die düstere Gestalt. Gerade läuteten die Glocken zur Abendandacht und durch die Cypressengänge eilten die Mönche ihrem Heiligtum zu.

Orest zeigte sie seiner Gefährtin: „Die dürfen niemand lieb haben, als den blutigen Christus und die bleiche Gottesmutter. Ich darf lieb haben, wen ich will!“ Er neigte sich zu ihr und flüsterte ihr zu: „Alba Dich!“ Und jubelte auf: „Alba, Dich!“

Dann sang er:

„Ach, lieber Sohn, werd geistlich, ich bitte Dich recht schön,
Ich möcht' Dich gar zu gern in einer Kutte sehn.“
„Ach, Mutter, laß die Kutte, sie thut mir nimmer gut,
Ich hab' zum frommen Priester ja viel zu heißes Blut.“

„Mein Sohn, das heil'ge Wasser, das kühlt, das kühlt Dir's schon,
Um Deiner Mutter willen, werd geistlich, lieber Sohn.“
„Um meiner Mutter willen schöß' gleich ich Einen tot,
Doch alles heil'ge Wasser schafft mir nur bittre Not.“

„Ach, Sohn, mein Sohn! Im Kloster ist guter Aufenthalt,
Viel besser, als wie draußen im dunklen, wilden Wald.“
„Ach Mutter, meine Mutter! Im Kloster ist's nicht schön,
Weit schöner ist es droben auf unsern Felsenhöhn.“

„Ach, Gott, ich will Dir's sagen: mein Sohn, so hör' doch nur,
Ganz wie ein guter Heiliger trägst Du dann die Tonsur.“

„Ach, Mutter, frag die Gigia, das ist gewißlich wahr,
Der Gigia ist viel lieber mein wildes Lockenhaar.“

„Mein Sohn, Dir wird Maria die allerhöchste Braut,
Der Himmelsköniginnen wirst Du dann angetraut.“
„Ach, Mutter, meine Mutter, ich weiß es ganz genau:
Die Gigia wird viel lieber bald meine Ehefrau.“

Die Mutter bat so lange, die Mutter bat so sehr,
Bis daß der arme Knabe kein Wörtlein sagte mehr.
Ins Kapuzinerkloster that er den schweren Gang,
Als würde wer begraben, das Glöcklein dazu klang.

Und als der junge Priester einmal zwei trauen sollt',
Da war die Braut die Gigia — sie hatt' es so gewollt.
Bald drauf weint eine Mutter im volskischen Land,
Ein Mönch floh aus dem Kloster und wurde Brigant.

X.

Romulus erlebte in diesem Sommer so viel Wundersames, daß der Wolfsfang im Apennin darüber fast vergessen wurde. Das erste ungewöhnliche Ereignis nach der Beschleichung der schlafenden Nymphe war, daß unser Faun in die Lage kam, einen seiner Götter prügeln zu müssen.

Die seltsame Geschichte, wie der Ziegenhirt von Tusculum einen Gott suchte, fand oder vielmehr fing und, als der Gott nicht wollte, was e r wollte, ihn schalt, schlug und hungern ließ, ist diese:

Romulus weidete eines Tages wie alle Tage seine Ziegen und Schafe. Es war die Zeit, wo die Muttertiere trächtig gingen und gerade an diesem Morgen hatte ihnen ihr getreuer Hirte ein wahrhaft höllisches Gebräu eingeflößt, bereitet aus Eidechsenleibern, mit dem Blut von schwarzen Salamandern zu einem dicken Brei verkocht. Die Eidechsen mußten um Mittag, die Salamander aber um Mitternacht und an einem Ort gefangen werden, wo ein Mensch erschlagen worden war. Das Holz, über dessen Flamme die

Mixtur brodelte, mußte von einem, vom Grabe eines Selbstmörders gestohlenen Kreuze herrühren, und gekocht werden durfte sie nur des Nachts, an einem öden Ort, wenn der Totenvogel dazu schrie und der Mond im ersten Viertel stand. Dies Geheimnis verriet dem Hirten ein altes Weib, das im Ruf einer Hexe stand. Romulus mußte ihr dafür ein ungeborenes Zicklein geben: schwarz, mit einem weißen Kreuz auf der Stirn.

Der Trank aber übte eine mächtige Zauberei aus. Er sollte die Mütter zum Werfen von Zwillingen veranlassen; das zweite Lämmlein oder Gaislein gereichte dann dem getreuen Hirten zu Nutz und Frommen. Fröhlich wurden Lämmlein und Gaislein in aller Eintracht mit dem furchtbaren Blutmann zusammen verspeist — dem Gott das Blut, dem Hirten das Fleisch. Romulus aß für alle seine Götter.

Entsprach nun die Zahl der Zwillingsgeburten den berechtigten Erwartungen des Hirten nicht, so ergrimmte dieser. Er machte dem Blutmann in dessen Gemach von Marmor einen Besuch und prügelte seinen roten Rücken. Denn um ihm Opfer schlachten zu können, hatte er den schweren Zauber an den Tieren vollbracht.

„Was Du doch für ein Schlechter bist. Wart, ich werd' Dich!" — Als ob Du's nicht können könntest? Ja, Du bist Einer! So viel süßes Blut! Und so wenig Zwei-Lämmlein und Zwei-Zicklein! Ja, Du! Armen Hirtenjungen so viel süßes Blut forttrinken und thut dann, als ob er's nicht können könnte. Ho, willst Du wohl? Sonst hau' ich Dich!"

Gleich darauf kam gewöhnlich Zittern und Zagen über den seltsamen Gottesanbeter. Schleunigst kroch er hinaus, lief fort, griff einen fetten Jährling, schleppte ihn in die Höhle, schlachtete ihn, ließ das Blut vor dem Steinbild auslaufen und heulte dieses an, ihm nichts zu leid zu thun. Dann machte er in dem Heiligtum ein Feuer und bereitete das Versöhnungsmahl. Der Jährling ward gebraten und halb verzehrt, wobei Romulus in seinem Gott seelenvergnügt war.

An jenem Morgen nun hatte Romulus, wie erzählt, seinen Tieren den Zaubertrank grade eingegeben. Es war mühsam genug gewesen. Aber die Zeit der Herbstgeburten nahte und des Hirten frommes Gemüt fühlte heftigen Drang, seinem Gott möglichst zahlreiche Opfer zu bringen.

Nach vollbrachter That ruhte Romulus aus. Er lag in den Ruinen unter Lavendel und Thymian. Ihm war's gar zu behaglich faul zu Mute; denn die Sonne brannte heiß auf seine Ziegenfelle hernieder. In dieser Stimmung, zufrieden mit sich selbst und allen seinen Göttern, fing er an, seinen Gesang abzubrüllen. In den höchsten, gellendsten Lauten beginnend, endeten die Strophen im weichsten Moll. Die Stimme sank, schlug einen Ton an, den sie lang, lang anhielt, brach plötzlich ab.

„Oh hooh! Was sind meine Schafe und Ziegen doch für lustige Tierlein!
Ich treibe sie hin, wo das süße Rauschkraut wächst und saftiges Maigras!
Auf die Klippen treib' ich sie, hoch hinauf; — —

Ich treibe sie hin, wo der braune Falke auffliegt, dem seh' ich gern zu.
Oh hooh! Ich liege auf dem Rücken und die Tagfrau steckt die Sonne an, damit ich's warm habe.
Den ganzen Tag liege ich auf dem Rücken und den ganzen Tag scheint die Sonne,
Bis der böse Dunkelgeist kommt und der guten Tagfrau ihr gelbes Licht auslöscht.
Der böse Dunkelgeist zieht die Sonne in das große Wasser hinab. Da muß sie ausgehen.
Oh hooh! Wie der Donnergott poltert und der arme Hirte hat doch nichts gestohlen.
Nur ein Bockfell hat er dem klugen Bauern gegeben; der gab dem armen Hirten Quattrini dafür.
Eia! In Grottaferrata ist Jahrmarkt; da kauft sich der arme Hirte ein rotes Tuch.
Siehst Du, guter Donnergott: das Bocksfell mußte der arme Hirte stehlen. Oh hooh!

Nach jeder Strophe blies der seltsame Sänger die Hirtenflöte.

Der wilde Sang, der den ganzen Tag hätte währen können, brach plötzlich ab. Mit einem Ruck war Romulus in die Höhe gefahren und starrte, die kleinen Äuglein weit aufreißend, regungslos auf einen Spalt im geborstenen Gemäuer. Wie vom Spiel der Flöte hervorgelockt, wand sich dort eine große, schöne Schlange, deren Haut in der Sonne schimmerte, als wäre sie aus lauter goldigen Fäden gewebt.

Mit gierigem Blick folgten die Augen des Hirten jeder Bewegung des Tieres. Das war der Goldgeist! Wer die Schlange fing, dem wies sie alle Schätze der Erde. Seit

vielen Jahren hatte Romulus darauf gelauert, den schimmernden Weiser alles leuchtenden Erdenglückes in Besitz zu bekommen; jedoch nur wenigemale war die seltene Schlange von ihm erblickt worden, erjagt niemals.

Romulus faßte, eine Beschwörung murmelnd, die Natterhaut, die er um den Arm gewickelt trug. Eines Frühlings hatte er sie im Walde gefunden. Die Haut diente ihm fortan als Talisman gegen den Schlangenbiß; nun sollte ein Gott helfen, den anderen zu fangen.

Langsam wand sich die Schlange durch das hohe, gelbe Gras, gerade auf Romulus zu, der in lüsterner Gier des Fanges erbebte. Er hatte sich auf den Bauch gelegt und kroch dem Tier entgegen. Wie es funkelte!

Jetzt kam es ihm in anmutigen Windungen näher und näher. Der Hirt sah nur seinen Goldglanz, von seiner Grazie wußte er nichts. Er rührte sich nicht, er atmete nicht.

Jetzt richtete er sich auf, jetzt — mit einer blitzschnellen Bewegung griff er zu, faßte, hielt — und dann mit einem Jubelschrei in die Höhe.

Der Goldgeist war sein.

Obgleich darauf gefaßt, daß sich der Gott unter seinen Händen in Flammen verwandeln würde, hielt Romulus fest: mochte die Schlange ihn versengen und verbrennen — er hielt fest.

Als die Flammenmetamorphose ausblieb, ward er fast enttäuscht.

Am Boden wanden sich Schlange und Hirte; zu dessen Glück war sie nicht giftig.

Endlich war der Gott ermattet. In diesem Zustand ward er in die lederne Hirtentasche gesteckt, wo er sich sogleich zusammenringelte und in sein Schicksal zu ergeben schien.

Der Hirte triumphierte. Herkules, nach Überwindung der lernäischen Schlange, war schwerlich glücklicher gewesen.

Den Gott in sicherem Verwahrsam an seinem Leibe, blinzelten Fauns Äuglein vergnügt in die sonnige Welt hinein, die jetzt ihr ganzes Gold für ihn hergeben mußte.

Mit dem eingebildeten Besitz so vieler Schätze kam sogleich die Sorge, was er mit den Reichtümern beginnen sollte.

Jedenfalls nicht mehr Schafe und Ziegen hüten, sondern den ganzen Tag im Sonnenschein liegen, gebratene fette Böcklein speisen und Wein trinken, Wein, Wein!

Seine Sandalen machte er sich auch nicht mehr selbst; seine Sandalen mußte ihm fortan Orest machen.

Über Alba bestimmte er, daß sie zusehen mußte, wie Orest ihm Sandalen machte und ihr Vater angebunden dalag. Dafür durfte sie dann mit ihm essen und trinken.

An seine Götter dachte er nicht. Seitdem er einen von ihnen in der Tasche hatte, kümmerten ihn die anderen nicht mehr.

Selbst der furchtbare Blutmann ward vergessen; für Glückliche donnern die Götter nicht.

Sofort sollte der erste Versuch zur Erprobung der Wirksamkeit des Gottes gemacht werden.

Selbst ein Gott muß, wenn er gefangen ist, Gott danken, wenn er nicht gehangen wird. Dieser kam mit einem

Loch davon, das ihm lebendigen Leibes in den Schwanz gebohrt wurde; durch das Loch zog der erfinderische Hirte eine lange, feste Schnur.

Nun ging es in die unterirdischen Ruinen hinab, dort ward der angebundene Gott losgelassen. Wo die Schlange hin kroch, kroch Romulus nach. Das Ende der Schnur hatte er sich um die Hand gewickelt, so konnte der Gott ihm nicht entwischen.

Wollte die Schlange in ein Loch schlüpfen, so wurde an der Schnur gezogen und sie mußte zurück. Ebenso wenig duldete ihr Herr und Gebieter die Flucht in enge Spalten, in die er nicht mit hinein konnte.

Es war wahrlich kein Vergnügen, der Gott dieses Burschen zu sein.

Gleich in den nächsten Tagen wurde der arme, göttliche Gefangene geschlagen; denn er wollte und wollte die Schätze nicht weisen.

Das war niederträchtig! Er bekam auch keine süße Ziegenmilch — hungere Du nur! Von seinen Göttern darf sich der Mensch nichts gefallen lassen. Zeige Gold, Schlange, oder friß Erde.

Da endlich hatte es ein glücklicher Zufall gewollt, daß die Schlange in ein Gewölbe kroch, darinnen Romulus einige alte Spangen fand. An das Licht der Sonne gebracht und von dem Staube zweier Jahrtausende gereinigt, leuchtete es goldig hervor. Jetzt war es ja klar wie der Tag: die Schlange war wirklich der Goldgott! Also, Gott, zeige mehr Gold, oder — —

Doch er wollte und wollte nicht! Der Gott wurde geprügelt, der Gott mußte hungern, der Gott sollte tot geschlagen werden — der Gott blieb niederträchtig! Da, im letzten Augenblick riß die Schnur und — der Gott war verschwunden.

Seit dieser Stunde, da er sein goldenes Glück aus den Händen gelassen, bekam der Faun Anfälle von Weltschmerz: er konnte die vielen gebratenen Zicklein und den vielen süßen Wein, um welche beiden schönen Dinge er so schmählich gekommen, nicht verschmerzen.

Das Schlimmste war, er fing nicht wieder einen Gott, den er hätte halbtotschlagen können.

* * *

Nur Romulus wußte, wo in dem unterirdischen Ruinenlabyrinth Ettore Bardi versteckt lag. Er selbst hatte den Banditenhauptmann an den heimlichen Platz geführt, an dem alle Wächter des Kirchenstaates ihn nicht aufgespürt hätten.

Es war das verschüttete Römergemach, darin die Bildsäule des Blutmannes stand.

Nur dem tierischen Hirten von Tusculum hatte Ettore Bardi sich vertraut; weder Orest noch Surrina kannten seinen Aufenthalt. Gegen beide hegte er Verdacht, daß sie ihn verkaufen könnten: der Preis, der auf seinem Kopfe stand, war hoch.

Nachts kroch er aus seinem unterirdischen Palast heraus, schlich nach Tusculana, überzeugte sich, daß noch immer kein Prinz und keine prinzlichen Gäste dort waren, und schlich wieder zurück.

Einigemale in jeder Woche sah Ettore Bardi sein Weib. Sie mußte ihn an einem Orte treffen, den er ihr angegeben hatte: beim Kreuz. Dieser Platz lag den Ruinen nahe und die Schauer der Stätte verursachten, daß niemand dorthin kam.

Aus der Campagna kam Surrina mit Brot und Wein heraufgestiegen. Den ganzen Tag über hatte sie im Sonnenbrande Weizen geschnitten, beim Kreuz brach sie zusammen. Sie kauerte auf dem Sockel, den Kopf an den Stamm des Kreuzes gelehnt — vor wenigen Stunden hatten dort vielleicht Orest und Alba gesessen.

Vielemale des Tages kam Romulus zu Ettore Bardi geschlichen; die beiden waren Freunde geworden. Und wenn der Brigant dem Hirten zuweilen seine Füße fühlen ließ, so ward des Tusculaners Neigung für den Volsker dadurch durchaus nicht verringert.

Der Bandit hatte für den verwilderten Knaben ein dumpfes Gefühl von Zärtlichkeit. Gegen Surrina und Orest hegte er Mißtrauen — von Romulus hätte er seinen Schlaf bewachen lassen. Und Romulus war dem einzigen Menschen, den er seiner Art nach liebte, dankbar für alles, was ihm von diesem kam. Er suchte auf seinem Berge die feinsten Gräser zusammen, ließ sie gut ausdörren und schleppte sie Nachts in Ettore Bardis Versteck; dort schüttete er sie zu einem Lager zusammen, das er noch außerdem mit den weichsten Bocksfellen bedeckte. Die Felle stahl er. Er häufte große Vorräte von trockenem Lorbeerreisig auf, und niemals wurden dem Oberhirten so viel verstiegene und abgestürzte

Tiere angemeldet, als wie in diesem Jahre: und immer grade die besten und fettesten.

Er stahl aus der Tenuta Hühner und Truthähne, vor allem aber Wein. Dabei ging er so listig und verschlagen zu Werke, daß Ettore Bardi entzückt war: Der Bursch würde einmal einen prächtigen Briganten abgeben.

Wenn Romulus von dem Volsker belobt ward, so funkelten seine Satyraugen und er fühlte etwas, das in seiner wölfischen Seele für Glück oder gar für Stolz gelten durfte. Die beiden wurden, da sie es von Natur nicht waren, durch Wahlverwandtschaft — durch Instinkt Vater und Sohn.

„Volskerart — Wolfsart," sagt in dem wilden Heimatlande Ettore Bardis das Sprüchwort.

Nachts, sobald der alte Wolf in seine Höhle zurückgekrochen war, kam der junge Wolf zu ihm geschlichen und Wolf und Wölflein ließen sich's zusammen wohl sein.

Ein Feuer ward angezündet. Im Schein der Flammen strahlte das alte Römergemach auf, wie neu erstanden in Pracht und Herrlichkeit. Die gelben Marmorwände leuchteten und um die schwarzen Säulen wand sich der Feuerschein gleich glühenden Guirlanden. Das weiße Gebälk rötete sanfter Schimmer, über die Epheugewinde, die darüber herabsanken, schoß es wie Karfunkelgeflimmer. Wie ein Baldachin wölbte sich darüber die grüne Laubdecke.

Fledermäuse durchschwirrten das Gemach; in den Ruinen schrieen Uhu und Kauz, durch den Epheu säuselte der Nachtwind.

Am Feuer lagerten Brigant und Hirte, während am

harten Schaft des Ölbaums ein Zicklein oder Lamm über der Glut briet. Auf dem Sockel der Bildsäule lag ein Fäßlein Wein. Wer Durst hatte, kroch hin, öffnete den Spund und ließ sich den Trank in den Mund laufen. Für Romulus war es Schlaraffenland.

Im Gefühl völliger Sicherheit spielte der Hirt die Flöte; dazu sang der Bandit:

Wem hängt die beste Büchse
So blank am braunen Band?
Wer ist der beste Schütze
Im ganzen Römerland?
— Das ist der wilde Maghetto!

Wen herzt das schönste Mädchen
Mit Lippen rot und heiß?
Wer ist der treuste Buhle,
Von dem im Land man weiß?
— Das ist der wilde Maghetto!

Wer hat den treusten Genossen,
Soweit die Sonne scheint?
Und wer ist selbst dem Manne
Der allertreuste Freund?
— Das ist der wilde Maghetto!

Wer ward von beiden verraten?
Vom Liebchen und vom Freund,
Den roten Jägern verhandelt?
Wer hat darüber geweint?
— Das war der wilde Maghetto!

Auch Romulus trug zur Unterhaltung seinen Teil bei. Er war gegen Ettore Bardi gesprächig, wie er es selbst gegen Alba nicht gewesen, als ob des Banditen funkelnde Augen ihm die Worte aus seiner dumpfen Seele zögen. Alle Ge-

heimnisse der Ruinen verriet er ihm, alle seine Zaubereien und Wunder, und sprach ihm von seinen Göttern und Geistern.

„Überall sind sie! Auf den Bäumen hocken sie und auf den Felsen kauern sie. Das sind Mächtige! Das alte Weib von Monte Compatri kennt sie auch. Das ist eine! Was die alles weiß! Kräuter hat sie und Salben und Tränke. Ich geh' schon noch einmal zu ihr; da muß sie mir etwas kochen — für die Alba. Ich weiß schon, wie's dann wird, oh hooh! — — Und die Kapuziner kennen die Zahlen. Wenn die nur wollen wollten, können könnten sie schon. Dem Cecco hat's einer gesagt, der Cecco ist hingegangen, hat die Zahl an der Tombola gespielt und hat viel gewonnen. Wenn ich einmal einen bekommen könnte — schlagen wollt' ich ihn schon! Hat einer einmal dagestanden und hat immer gewinkt. Das ist nun so einer, hab' ich gedacht und bin hingelaufen; da hat er gesagt: ich soll' fleißig das Ave beten, hat er gesagt und keine Zahl nicht, oh oh oh!"

Dann kroch er zum Faß, hob es auf, ließ sich den roten Strom in den Mund rauschen. Als sei Wein sein Lebenselement, wurde er immer faunischer. Nicht lange, so war er trunken. Jetzt sprang er auf, warf seine Ziegenfelle ab und tanzte um das Feuer.

Eine lange Epheuranke voll großer, blaugrüner Früchte hing von der Decke herunter. Bei seinen wilden Sprüngen stieß er mit dem Kopf dagegen, er riß sie ab und wand sie sich um die Stirn. Dann holte er ein Holzscheit aus der Glut und schwang es hoch über seinem Haupte.

Wieder stürzte er zum Faß, nahm es auf und goß sich

den Wein in die Kehle. Da er dabei fortwährend, wie von der Tarantel gestochen, sich drehte, verschüttete er den Wein, daß es an seinem Leibe hinunter lief wie Blut.

Jetzt warf er das Faß hin — beide Arme in die Höhe geschleudert, Kopf und Nacken tief rückwärts gebogen, lallenden, schrillen Gesang ausstoßend, umraste er die Bildsäule, bis er sinnlos trunken zu Boden sank.

Ettore Bardi sah zu und hatte seine Freude daran.

Auch das mit dem Goldgott vertraute Romulus dem Briganten; dabei kam seine ganze Geldgier heraus. Wenn die funkelnden, gelben Augen eines Wolfes Gold gewesen wären, er hätte sie unbedenklich der Bestie herausgerissen und wären dabei auch seine Hände in den Rachen des Untieres gekommen. Und herausgerissen hätte er seiner Mutter das Herz, wäre das Gold gewesen.

Ettore Bardi lachte, daß das Marmorgemach dröhnte:

„Du bist der Ächte! Bravo, Kanaille! In Dir fließt Banditenblut! Solche Wolfsbrut, wie Du bist, muß ein braver Volsker zur Bestie aufziehen. Hussah! Bestie, zerreiß! Blut ist Gold! Sei ein Mann und münz Dir's daraus. Du gehörst in die Felsenberge! Wenn ich von hier fortgeh', nehm' ich Dich mit; und lehr' Dich mit dem ersten Schuß ins Herz treffen. 's ist ein prächtiges Handwerk! Hab' keinen Sohn, dem ich's lehren könnte, lehr' es Dich! Sollst mein Sohn sein. Sollst sie hetzen und jagen, sollst sie schießen und fangen, sollst sie würgen! Sind alle unsere Todfeinde! 's ist ein wildes, tolles, lustiges Leben. Gold, Weiber, Wein — alles gehört dem kühnen Briganten.

Gold wird geraubt und verschlemmt, verpraßt und vergeudet! Weiber werden geküßt und abgeschüttelt! Wein wird getrunken, bis der ganze Kerl satt und voll davon ist.

In den Felsenbergen ist der Brigant Kaiser und Papst. Erst wenn Du die Büchse auf einen Menschen angelegt hast, fühlst Du, daß Du ein Mann bist.

Werde ein Mann!

Und dann die Gefahr, das ist das Schönste daran! Wenn sie Dich verfolgen, treiben und hetzen, ha! ha! und doch nicht kriegen! Und wenn sie auf Dich schießen und Dich verwunden. Dann wird's ein Grimm! Erst wenn man sein Blut fließen sieht, weiß man, daß man Blut in den Adern hat! Blut räche mit Blut! Jede Mutter im Volskerland sagt den Spruch ihrem Sohn. Zittern und beben müssen sie vor dem Briganten; das Kreuz müssen sie vor ihm schlagen, wie vor dem Höllischen selbst. Pah, der Brigant ist ein ganz anderer Kerl, als der Teufel; der Himmel liebt brave Briganten.

Ja, die Gefahr, die Todesgefahr! Auf meinen Kopf ist ein Preis gesetzt — weißt Du, was das heißt, Bursche: wer mir den Kopf abschlägt und den ihnen bringt, der bekommt Gold, Gold! Oder wer ihnen angiebt, wie sie zu meinem Kopfe kommen können, der bekommt Gold, Gold! Ja, Bursch', starr' mich nur an; es giebt Gold für meinen Kopf. Ich sag' es ja: aus Blut muß man sich's münzen. Du bist ein braver Kerl, Du verrätst mich nicht. Gold für meinen Kopf. Siehst Du, Junge, das heißt Banditenruhm. Gold für meinen Kopf! ha, ha!

So weit muß man's bringen! Gold für meinen Kopf! Hast einen gewaltigen Vater, kannst stolz darauf sein.

Die Weiber sind ein falsches Geschlecht, trau den Weibern nicht, Knabe. Sie küssen Dich und stechen Dir ins Herz. Sie gebären Söhne, die nicht Deine Söhne sind. Hüt Dich vor den Weibern, junger Wolf! Nur Männer sind treu, nur Söhne sind treu — Brigantensöhne! Treu bist Du, junger Wolf.

Ja, die Weiber! — Lacht ein Weib Dich an, so mach, daß es Blut weint, und küßt Dich ein Weib, so laß Dich küssen und zerfleisch ihr dabei das Herz — falsch ist sie doch! Und reiß ihr dabei das rote Herz heraus — falsch ist sie doch! Ich kann Dir ein Lied davon singen — hör zu, Wölflein:

Die volskischen Weiber und volskischer Wein
He, ragazzin', hüt Dich vor beiden!
Es könnten die beiden zusammen sein;
Dann gäb' es ein volskisches Leiden.

Beid' sind sie asciutto und schwarz alle zwei,
Und beide steigen zu Kopfe,
In rabbia, davvero! gerät man dabei,
Gleich hat Dich der Teufel beim Schopfe.

Beid' muß man lieben und beid' machen sie toll,
Favorisca zur vollen foglietta!
Ich weiß nicht, wem ich mehr fluchen soll,
Ob dem Segniner, ob meiner Marietta?

Und beide hängen sich fest an den Mund:
Ganz blutrot fließt's von der Lippe.
Per Dio! Der rote Segniner und
Mein Weib sind von ein und derselbigen Sippe.

Doch sind die Weiber ein falsches Geschlecht;
Vermaledeit sei die Dirne Marietta!
Segniner, he, bravo! Ja Du, Du bist echt!
Padrone, schnell eine frische foglietta!

Segniner, per bacco! so sauer Du bist,
Mit Dir will ich kosen und scherzen,
Du züngelst Dich nicht mit Weiberlist
Als volskische Schlange zum Herzen.

Heut' trink' ich mir gleich einen doppelten Rausch,
Deiner Treue, Segniner, zum Lohne.
Du bist gegen ein Weib ein guter Tausch.
Basta und so — va benone!"

Während solcher Art der Wolf docierte, wälzte sich das Wölflein am Boden, und wenn das alte Raubtier das junge fragte, wohin es in einem fort stiere, war's in einem fort nach dessen Kopf. — — Nach dem Kopf des Räubers starrte Romulus, wenn er ihn gar nicht sah. Und immer strömte es aus diesem Kopf, ein blutiger — nein, ein goldiger Strom. Romulus kauerte darunter und fing die Schätze, die ihm die Schlange nicht hatte zeigen wollen, in seinem Schoß auf. Er schlug den Kopf ab und das Gold rollte ihm vor die Füße. Das Blut quoll und quoll, drang in die Erde, die es gierig schluckte, dampfte aus dem feuchten Boden auf und das Blut war: Gold, Gold!

Und nach diesem köstlichen Kopf stierte er, wenn Ettore Bardi schlief und er seinen Schlaf behüten sollte.

Volskerart — Wolfsart — — Aber die Art, zu der die Romulusbrut gehörte, war entartet.

XI.

Die volkskische Kolonie war in die Trümmer von „Roma Vecchia“ gezogen.

Dieses Roma Vecchia liegt unterhalb Frascati, ungefähr fünf Miglien davon entfernt. Es ist ein Ruinenkomplex, groß wie eine Stadt, ohne Baum und Strauch. Aber Epheu umrankt das Gemäuer und im Frühling steht es da wie vergoldet durch die duftenden Blüten des Goldlacks, als trügen die Trümmer hängende Gärten.

Erhabene Einsamkeit umgiebt die tote Stadt. Alles ist voller Glanz. Rom schimmert herüber, die Sabina, die Meeresküste.

Der Ort ist verrufen als eine der gefährlichsten Fiebergegenden.

Es war Sonntag. Die Zelte lagen verlassen da. Blendendes Sonnenlicht fiel auf die langen Reihen. Einige halbnackte, fieberkranke Kinder schlichen über den glühenden Boden; einige hohlaugige, fieberkranke Frauen kauerten vor den Eingängen; die anderen waren nach Frascati in die

Kirche gewandert. Nach Frascati in die Kirche wollte auch Surrina. Sie war die letzte von allen.

Schon früh war es erdrückend heiß. Surrina wankte die Zeltgasse entlang; sie dachte, daß sie die ganze Woche nicht beim Kreuz gewesen und daß Ettore Bardi sie heute deshalb schlagen würde.

Auch Orest hatte sie seit vielen Tagen nicht gesehen.

„Gehst Du zur Messe, Surrina?“ rief eine Bekannte ihr zu.

„Freilich, Giovanna.“

„Sprich einen Spruch für mich; ich kann nicht hin. Vor zwei Wochen starb unser Luigi am Fieber und jetzt hat's der andere und ich hab's auch.“

„Ja, ja — — Wo ist denn Dein Mann?“

„Nach Marino zum Wein.“

Surrina warf dem Weibe einen stumpfen Blick zu. Es hockte vor einer Rohrhütte, einen etwa vierjährigen Knaben im Schoß; der lag regungslos mit geschlossenen Augen. Die Volskerin trat einen Schritt näher.

„Giovanna.“

„He, Surrina?“

„Schau Dein Kind an — es ist tot.“

Die Mutter heulte auf, einige Nachbarinnen kamen herbei und versuchten mit zu jammern. Surrina ging ruhig weiter.

Es starben so viele.

Sie betrat die Ruinen. Als Thorhüter standen hier zwei Cypressen, die Bäume des Todes.

Sie schritt über das antike Pflaster, aus dessen Ritzen Gras aufsproß, das unter ihren Füßen knisterte und rauschte; denn die Sonne hatte es ganz dürr gebrannt. An den Mauern huschten Scharen von Lacerten hinab und hinauf, jagten sich, raschelten durch das versengte Kraut.

Surrina begegnete in der herrenlosen Stadt einigen jener großen weißen Wolfshunde, die in der römischen Campagna auf jedem Felde zu finden sind. Weib und Hunde schlichen an einander vorüber und sahen sich kaum.

Unmittelbar hinter Roma Vecchia dehnten sich die Stoppelfelder, die man gleich nach der Ernte abzubrennen pflegt. Hier hatte Surrina schneiden geholfen. Eigentlich waren die Aufseher in diesem Jahre nicht streng gegen sie gewesen. Von den andern Arbeiterinnen war sie wegen der Schonung, die sie erfuhr, finster angesehen worden, denn gar manche von ihnen hatten gleichfalls das Fieber. Doch wagte keine ein Wort zu äußern; denn Surrina war das Weib Ettore Vardis.

Sie kam auf die Landstraße. Der Boden war hier so durchglüht, daß er durch die Sandalen ihre Füße brannte. Ihr purpurrotes Kleid ward von feinem Sande überrieselt, die Luft drückte wie eine heiße Last auf sie herab; es kostete ihr Anstrengung, Atem zu holen. Von jedem Gegenstande schien grelles Licht auszugehen. Gegen Mittag nahm der Himmel eine fahle Totenfarbe an; zuweilen erschien ein blutroter Flecken: die Sonne, die für einen Augenblick durch die dicken Dünste brach. Die Gebirge verschwanden allmählich im Qualm des glühenden Tages.

Zu beiden Seiten der Straße lagen abgebrannte Stoppel=

felder; von weitem glichen sie schwarzen, von gelblichen Dünsten umbrauten stygischen Eilanden. Unabsehbar lange Rauchwellen durchzogen, dicht am Boden hinkriechend, das Land. Überall qualmte es auf. Ein starker Brandgeruch erfüllte die Luft.

Der Volskerin begegneten viele, die bereits von Frascati zurückkamen. Man rief einander gleichgültig sein: „Guten Tag!“ zu, sonst kein Wort weiter.

Endlich langte Surrina dort an, wo die Straße nach Frascati anzusteigen beginnt. Hier steht am Wege ein Brunnen. Das erschöpfte Weib schwankte darauf zu und schlürfte, halb verschmachtet, das schlechte Wasser. Eine Weile blieb sie auf den Stufen der Quelle liegen. Sie hätte dort sterben können und niemand würde sich darum gekümmert haben; doch sie mußte vorher noch etwas vollbringen. Also von neuem weiter.

Bald konnte sie leichter atmen; auf der Höhe wehte ein leiser Luftzug.

Dann kam sie in Frascati an und begab sich sofort in den Dom.

Sie mußte bei der Madonna Fürbitte thun; die Madonna sollte ihr helfen, einen alten Spruch zu erfüllen. Es geschah für ihren Sohn.

Der Erntezeit zu Ehren war die Kirche festlich geschmückt; reiche Draperien hingen von den Säulen nieder, verhüllten die Wände, bedeckten die Altäre. Alles funkelte und flimmerte. Um das Bild der Madonna waren Blumen gesteckt, viele Kerzen brannten, Weihrauch dampfte, Orgelspiel dröhnte, Gesang erschallte.

In diesem Prunksaal war bei der Gottheit das Volk zu Gaste.

Eine Schar von Armen, lungerte es mitten in der Herrlichkeit von Gottes Tempel und bettelte um die Brosamen von der Tafel des Herrn.

Die Brosamen erhielt es. Sie waren das unverständliche, geheimnisvolle Murmeln der Priester, der glanzvolle Anblick des Allerheiligsten, die ganze bunte Pracht. Das arme, elende, fieberkranke Volk genoß von allem, was die Priester ihm von seinem Gott gaben, und ging gesättigt davon, zurück in den Sonnenbrand, zurück zu seiner Arbeit, zurück zu seinem Schmutz und zu seinen Lumpen, zurück zu seinen Leidenschaften und zu seiner Unwissenheit, zurück zu seinen Siechbetten und seinen Sterbelagern.

Damit die Feste seiner Heiligen festlich begangen werden können, darbt dieses Volk, giebt es von seiner Armut das letzte. Die armen Märtyrer, die auf Erden verbrannt und gebraten, gesteinigt und gekreuzigt worden sind, sollen im Himmel einmal des Jahres auch ihren Feiertag haben. Und dieses Volk, das in rührender Kindlichkeit für das Vergnügen seiner Heiligen sorgt, ist dasselbe, das einen Briganten einen ehrlichen Mann und einen Totschlag keine Sünde nennt; ist dasselbe, das für Geld seine Seligkeit verkaufen würde und alle seine Heiligen dazu. Wenn aber das Bildnis des Märtyrers und dessen Heiligtum selbst recht schön bunt und blinkend ausgeputzt sind, die Orgel lustige Tanzmelodien spielt, vor der Kirchenthür die Kanonenschläge knattern, Abends das Feuerwerk sprüht — dann ist dieses Volk

glücklich. Es trinkt seinen Wein einmal ungewässert, ißt seinen Salat einmal besonders reichlich mit Öl und spielt der Kirche — denn diese macht bei den bunten Tombola-tischen den Croupier — seinen letzten Bajocco in den Säbel. Am andern Tage zieht es dann zufrieden in seine Fieber-brutstätten heim, zu seiner harten Arbeit, oder zu seinem mordenden Müßiggange, zu seiner Ölsuppe und seinen rohen Salatstengeln, stolz darauf, daß es gestern seinem guten Heiligen ein so glänzendes Fest beschert. Natürlich wird erwartet, daß der gute Heilige sich im Himmel für die Freude, die ihm das Volk auf Erden gemacht, revanchiere, daß er dessen Gebete erhöre, dessen Fürbitten besorge, für Felder, Vignen und Oliveten jetzt regnen und jetzt die Sonne scheinen lasse; daß er ein gutes Weinjahr schicke, das Öl teuer und das Brot billig mache. Auch wird es für die Pflicht eines dankbaren Heiligen gehalten, dem Volk im Traum die Zahlen zu zeigen, mittelst deren es in der Lotterie tausend und mehr Scudi gewinnen kann.

Das italienische Volk thut nicht so leicht etwas umsonst.

* * *

Surrina hatte sich in einen Winkel drängen lassen und sich dort niedergeworfen. Sie faßte ihren Rosenkranz und ließ mechanisch die Perlen durch die Finger gleiten, wobei sie etwas murmelte — irgend etwas! Wie die andern Weiber, war auch sie jeden Tag ihres Lebens zur Kirche gelaufen, hatte sich dort mit Weihwasser besprengt, sich bekreuzigt, auf die Knie geworfen, den Rosenkranz gedreht, darüber gemurmelt und häufig: „Heilige Mutter Gottes, Fürbitterin!“

geseufzt. Sie hatte gefastet, gebeichtet, kommuniziert, jedes Marienbild begrüßt, jedem Priester und Mönch die Hand geküßt. Weiter wußte sie von nichts. Dennoch hätte sie eher begriffen, daß die Welt ohne Sonne, als ohne Kirche sein könne. Eines Gottes hätte sie nicht bedurft, wenn es nur Priester gab.

Ringsum Segen austeilend, schritt in großer Prozession der Geistliche durch den Dom. Darauf hatte Surrina nur gewartet. Sie zog etwas aus ihrem Mieder, drängte sich vor, warf sich nochmals nieder, hielt beide Hände auf, die der Priester flüchtig berührte. Jetzt mußte es ihr gelingen: die Kugel war geweiht! Sorgfältig das Blei wieder bergend, wundersam gestärkt, trat sie von neuem in die Gluten hinaus.

Auf dem Platz begann grade die Tombola.

Von der Messe zum Glücksspiel. In der Empfindung des Volkes berühren sich diese Gegensätze nicht nur, sondern sie decken sich. Auch die Tombola kommt von Gott, wenigstens ist, was dem Volke in der Tombola gespendet wird, Himmelsmanna; denn es ist Geld, Geld, Geld! Und wenn der goldne Regen auch nur auf einzelne fiel, so konnte er doch jeden überströmen. So war denn jeder voller seligen Erwartung, voller Glauben und Hoffnung.

Auf dem großen Platz war Kopf an Kopf gedrängt und alle Köpfe wandten sich einer Richtung zu: wo mit kirchlichem Pomp die Tombola ihre Tribuna aufgeschlagen. Diese Loggia war besetzt von päpstlichen Beamten in vollem Ornate; über ihr hing die große schwarze Tafel, darauf die abgerufenen Nummern erschienen, diese Zahlen, die selig machten, sicherer selig, als die alleinseligmachende Kirche selbst.

Alle hielten krampfhaft ihre Zettel in der Hand; denn auf diesen Zetteln standen die Nummern verzeichnet. Keiner dieser Hunderte konnte seinen Namen lesen oder schreiben, aber jeder kannte die Zahlen. Die Kenntnis der Zahl war die einzige Wissenschaft dieses Volkes; die glückliche Zahl zu treffen, der einzige, ihm vollkommen bewußte Gedanke. Der eine suchte sie in seinen Träumen, der andere im Flug der Vögel, ein dritter fand sie in der Wahrsagung eines Kapuzinermönchs, ein vierter in einer Mordthat. Und erhielte ein fünfter die Prophezeihung, daß die Todesstunde seines Bruders eine glückliche Zahl ergebe, er ginge hin und erschlüge den Bruder.

Auch Surrina wollte Tombola spielen. Mit zitternden Händen suchte sie in ihrem Rock nach Kupfermünzen und trat dann an einen der kleinen teppichbehangenen Tische, wo die Lotteriezettel verkauft wurden und rasend abgingen, als würde hier um ein Billiges Ablaß aller Sünden feilgeboten.

Sie ließ sich fünf Nummern aufschreiben. Die Zahlen bedeuteten: Sohn, Mutter, Bandit, glücklicher Schuß, Tod. Mit diesen Zahlen mußte sie gewinnen!

Rauschende Musik leitete das Fest ein; dann ward es still wie in der Kirche. Die Nummern wurden abgerufen und andächtig vernommen wie das Amen des Priesters, das schwarze Brett wurde angestaunt wie das Allerheiligste selbst. Hätte Knieen etwas genützt — die ganze Gemeinde wäre niedergefallen.

Natürlich gewann Surrina auch heute nicht. Das war

sie gewöhnt. Aber heute hätte sie doch Glück haben können — für ihren Sohn. Darauf kaufte sie für ihren Mann Brot und Wein; auch ein großes Stück Schinken handelte sie ein: er sollte es heute gut haben.

Endlich langte sie droben an. Durch die Ölwälder war sie hinaufgestiegen, auf Pfaden, wo ihr gewiß niemand begegnen würde. Es war besser so. Sie umschlich den Palast. Auf den Terrassen stolzierten Pfaue und auf den Wiesen im Schatten der Kastanien und Steineichen lagerten weiße Hirsche. Sonst war alles still und einsam. Aus dem Schornstein von Frau Mariuccias Küche drang ein zartes Wölklein aufwärts in die sonnige Bläue.

Eine Weile starrte Surrina auf den Palast; dann schlich sie wieder in das Dickicht zurück, auf heimlichen Wegen weiter eilend. Sie kam zur Tenuta. Ehe sie heraustrat, durchspähte sie sorgfältig die Gegend. Niemand war zu sehen. Sie waren alle, wie Surrina richtig vermutet, nach Frascati hinabgegangen; nur die Hunde hatten sie daheim gelassen. Die würden nichts verraten.

Orest war heute den ganzen Tag im Molarathal, um von dort für die Arbeit der nächsten Wochen die Jochochsen herauftreiben zu lassen. Aber ihres Sohnes Flinte hing in seiner Kammer.

Nachdem sie sich nochmals versichert, daß niemand sie sehen konnte, näherte sie sich dem öden Hause und lockte die Hunde an sich.

Dann stand sie in ihres Sohnes Kammer; alle seine Sachen sah sie sich an. Gern hätte sie Ordnung gemacht;

aber er durfte nicht merken, daß sie dagewesen. Auch die Büchse mußte wieder über seinem Bette hängen, wenn er spät abends zurückkam.

Da hing sie ihr bereits über der Schulter. Und jetzt wieder fort in den Wald hinein!

Bis zum späten Nachmittag blieben die Knechte in Frascati auf der Piazza bei der Musik und in einer Stunde konnte alles geschehen sein.

Sie blickte auf die Sonne; die stand hoch im Mittag. Michele Falori wartete gewiß schon.

Vor einer Woche war sie zu ihm gekommen:

„Am nächsten Sonntag mußt Du beim Kreuz sein.“

„Warum?“

„Weil ich dort mit Dir zu reden habe.“

„Grad' dort?“

„Grad' dort.“

„Wann bist Du da?“

„In der zweiten Stunde nach Mittag. Ade, Michele Falori.“

„Ade, Surrina.“

Sie hatten sich angeblickt und waren dann auseinander gegangen. Niemand hatte sie zusammen gesehen, niemand gehört, was sie sich sagten. Michele Falori würde gewiß nicht den Leuten zurufen: Sonntag, in der zweiten Stunde nach Mittag muß ich im Walde, beim Kreuz sein. Surrina will es und was Surrina will, das muß ich thun.

Sie war angelangt. Auf den Zehen schlich sie hin. Sie brauchte nur anzulegen, loszudrücken und — Blut war

gerächt mit Blut. Ihre Arme waren jetzt stark, ihre Hände zitterten nicht mehr, sie würde treffen: sie that es für ihren Sohn, that es, um ihm zu ersparen, den Tod seines Vaters rächen zu müssen.

Aus dem Hinterhalt sollte er niedergeschossen werden, so erschoß er einst den andern, für den jetzt das Kreuz da stand: das sollte fortan für zwei Ermordete gelten.

Surrina blieb stehen, duckte sich, teilte behutsam die Zweige — —

Die Büchse entsank ihr.

Unter dem Kreuze saß Alba.

* * *

Frau Mariuccia und der Lehnstuhl ließen sich von der Mittagssonne bescheinen. Zu ihren Füßen wälzte sich die große, gelbe Palastkatze und schnurrte vor Behagen. Der Lehnstuhl hätte auch gern vor Behagen geschnurrt, aber er war dazu zu träge. Da wollte es das Schicksal, daß bewußte stattliche Sesselfigur zum zweitenmale in ihrem ereignislosen Leben durch eine wilde Frauengestalt zu Tode erschreckt werden sollte.

„He, Surrina, bist Du's? wie Du doch die Leute erschreckst!"

„Michele Falori ist nicht da?" begann Surrina, genau wie damals.

„Wie Du doch die Leute frägst. Michele Falori ist nicht da."

„Er wird aber an den Ort kommen, wohin ich ihn bestellt habe?"

„Oh, oh, Surrina,“ ächzte Mariuccia. „Wie kannst Du Michele Falori wohl wohinbestellen!“

„Ich muß mit ihm reden,“ stieß die Volskerin hervor.

„Was Du wohl mit Michele Falori zu reden hast? — — Oh, oh, Surrina!“

Sie fragte aber nicht danach; das wäre bei dem heißen Tag zu viel Anstrengung gewesen.

„Ich hoffe, daß er bald kommen wird!“

„Weshalb Michele Falori wohl bald kommen soll?“ monologisierte Frau Mariuccia, fragte aber nicht. Dann kreischte sie plötzlich:

„He, Surrina, wie geht's?“

„Nicht schlecht.“

„Nicht schlecht. Kein Fieber?“

„Etwas Fieber.“

„He, Surrina, willst Du Dich nicht setzen?“

„Danke, Mariuccia, ich muß fort.“

„Heilige Jungfrau! hat das Fieber und muß fort. Ade denn, Surrina.“

Damit hatte die Sesselfigur ihre Pflicht gethan und konnte nunmehr wieder beruhigt in ihre schöne Trägheit zurücksinken. Höchst unwillkommener Weise wurde sie noch einmal aus ihrer Ruhe aufgerüttelt.

„He, Surrina, bist Du's?“

Ja, Surrina war es. Mariuccia hatte sie längst fortgeglaubt, aber sie stand noch immer da, regungslos und geisterhaft bleich.

„Wie Du doch die Leute erschreckst und wie Du nun

gleich wieder fragen wirst. Sei doch so gut, Surrina, und frag die Leute nicht."

Fast wäre sie in Zorn geraten und das mit Recht: eine Sesselfigur muß ihre Ruhe haben. Wofür wäre sie denn da?

Frau Mariuccia hatte in diesem Augenblicke das dumpfe Gefühl, als sei es endlich einmal Zeit, über sich und ihre Bedeutung in der Welt Aufklärung zu verlangen. Diese sollte sie in höchst unerwarteter und höchst wunderbarer Weise erhalten.

Tiefste Demut in Haltung und Geberde, leidenschaftliches Flehen im Blick, mit einer von Schwäche, Angst und Erregung fast erstickten Stimme, sagte Surrina:

„Wenn Du doch immer recht gut gegen meinen Sohn sein wolltest! Die Muttergottes und alle Heiligen würden es Dir gewiß vergelten und ich will in meiner letzten Stunde darum an Dich denken und Dir's danken. O Mariuccia, Mariuccia! sei doch ja recht gut gegen meinen Sohn."

Die Sesselfigur war eigentlich keine schlechte Sesselfigur, sondern war nur durch allzubehagliches Leben und weil sie von der Natur selbst zur Ruhe geschaffen, so überaus phlegmatisch geworden. Sie hatte sogar ein Herz, diese Sesselfigur. Aber weil nie daran gerührt worden war, weder von Glück, noch von Schmerz, weder von Mann, noch von Tochter, weder von Kapuzinermönchen, noch von Gott — so hatte dieses arme Organ sich mit der Zeit so von Gleichmut und Gleichgültigkeit umhüllen lassen, daß jetzt kaum mehr daran gerührt werden konnte. Als jedoch das fieber=

kranke Weib mit seiner zitternden Stimme solche seltsame, ergreifende Worte sprach, ward Frau Mariuccia zu ihrem eigenen höchsten Erstaunen gerührt. Daß dergleichen mit ihr geschehen konnte, machte sie selbst ganz betroffen. Zuerst verharrte sie denn auch mit all ihren Kissen und Polstern bewegungslos; plötzlich seufzte sie tief, tief auf. Die arme Sesselfigur war nicht gewohnt, daß man im Leben viel an sie dachte, und nun sollte das sogar noch im Sterben geschehen.

Das Wort pochte mächtig an die Stelle von Frau Mariuccias Brust, wo von Rechts wegen ihr Herz hätte pochen sollen. Es drang ein und suchte den Weg.

„Wenn Du gut gegen meinen Sohn wärst," fuhr die totkranke Mutter fort, „thätest Du damit dem blutigen Heiland am Kreuz selber etwas zu Gute. Du wirst ja wohl wissen, wie es einer Mutter zu Mute ist um ihr Kind. Eine Mutter kann nicht immer bei ihrem Kinde sein. Maria, Gottesmutter, erbarme Dich meiner! Du wirst auch einmal sterben müssen, Mariuccia. Ich muß es bald. Jesus Christus, wenn man dann an sein Kind denkt! Sei gut gegen meinen Sohn! Mariuccia, Mariuccia, sei ja gut gegen meinen Sohn, wenn ich tot bin. Ich war ein armes Kind, gegen mich war keine Mutter gut. Sei gut gegen meinen Sohn, Mariuccia! Mariuccia!"

Zu Tode erschöpft schwieg sie, nur noch ihre, wie in verzweiflungsvollem Gebet erhobenen Hände, ihre fahlen, zuckenden Lippen, ihren halb erloschenen Blick reden lassend. Aber dem schmerzlichen Rufe: Mariuccia! Mariuccia! war es gelungen. Dieser drang durch, dieser fand das Herz,

dieser schrie es mit seiner Verzweiflung aus der trägen Ruhe auf. Keine Kapuzinerpredigt und kein Totenamt, kein Menschen- und kein Gotteswort hätten Michele Faloris Weib so aufzurütteln vermocht, wie dieser fürchterliche, herzzerreißende Ruf: Mariuccia! Mariuccia! es that. Mit ihrer ersterbenden Stimme hatte diese Mutter die tiefste menschliche Empfindung geweckt, wo Posaunen umsonst hätten schmettern können.

* * *

„Surrina, oh, oh! Was hast Du gesagt? — Oh, oh! Was rufst Du doch so kläglich? — Oh, oh! Warum frägst Du nicht lieber? — He, Surrina! Wie Du doch die Leute zu Tode erschreckst! Surrina: he, wie geht Dir's, Surrina?"

Sie sah, wie es ihr ging, plötzlich sah sie's.

„Heilige Mutter Gottes, Himmelskönigin! Wie siehst Du aus? Arme Surrina, gute Surrina! — — Maria, Jesus Christus!"

Und Frau Mariuccia sprang wie ein junges Mädchen in die Höhe auf die Sinkende zu, umfaßte sie, hielt sie kräftig empor, führte sie zu ihrem eigenen Lehnstuhl, in den sie Surrina sanft niederließ.

Dann lief sie nach Wein.

Bald kam Surrina wieder zu sich und wollte aufstehen, aber Mariuccia litt es nicht. Sie saß der Volskerin gegenüber auf einem harten Schemel, den sie in der Eile herbeigeschleppt hatte, und sah so traurig und niedergeschlagen aus, als habe sie das Fieber und nicht die andere.

Ich danke Dir, Mariuccia. Und danken wird Dir's mein Sohn und danken wird Dir's die Gottesmutter. — — Ja, und nun muß ich fort."

Doch da stieß sie auf heftigen Widerstand.

„O Surrina, das Fieber zu haben, und solche Sachen zu reden und dann fortgehen zu müssen? — — He, wie geht Dir's, Surrina?"

„Danke, Mariuccia, ich hatte wirklich nicht gedacht, daß Du eine so gute Frau seiest."

„Trink doch noch einmal. Oder hast Du Hunger? Ich will Dir eine Frittata backen. Gleich hol' ich Eier."

„Hole keine Eier, Mariuccia. Ich habe keinen Hunger und fort muß ich."

„Nein, nein," kreischte Frau Mariuccia und fing bitterlich zu weinen an. Doch Surrina war bereits hinaus geschwankt.

Als am Nachmittag der gute Pater Kapuziner zu Frau Mariuccia zum erbaulichen Plauderstündchen kam, wunderte er sich: in der Halle stand der Lehnstuhl am alten Platz; die Abendsonne schien darauf, das Feuer prasselte, die Katze schnurrte — alles nach alter Weise. Aber auf dem Herde schmorte keine gelbe, köstlich duftende Frittata und im Lehnsessel dämmerte keine fette, träge, fromme Frau Mariuccia. Der gute Pater setzte sich selbst hinein, vor Erstaunen und Entrüstung, als er hörte: Frau Mariuccia sei in die Sonntagnachmittagspredigt zu den Kamaldolensern gegangen.

XII.

Erst als sie Tusculana wieder verlassen hatte, fiel Surrina ein, daß sie die Frau, deren Mann sie erschießen wollte, gebeten hatte, gut gegen ihren Sohn zu sein. Und diese Frau wollte ihren Wunsch erfüllen.

Die Volskerin geriet in Verzweiflung.

Wenn Mariuccia eine so gute Frau war, konnte sie doch unmöglich Mariuccias Mann totschießen — —

Die Vergeltung würde also doch ihrem Sohne überlassen bleiben! Denn „Blut räche mit Blut" lautete der furchtbare Spruch. Und Michele Falori hatte das Blut von Orests Vater vergossen.

Einmal würde es Orest doch erfahren und dann m u ß t e e r Michele Falori töten.

Und Orest liebte Alba.

Ja, wenn er ein frommer Bruder geworden wäre! Aber damit war es vorbei.

Um Orest und Alba glücklich zu machen, hatte sie es thun wollen.

Die Madonna würde ihr diesen Totschlag sicher nicht hoch angerechnet haben. Rächte sie doch nur Blut mit Blut und das nicht einmal für sich selbst. Und die gute Madonna wußte ja, wie es einer Mutter ums Herz war.

Aber die arme Mutter wußte sich nicht Rat. Sie nahm sich vor, einen Priester zu fragen, ob es eine große Sünde sei, einen Mann zu töten, dessen Frau gut gegen sie gewesen war.

Indessen würde Michele Falori sicher nicht am Kreuze so lange auf sie warten, bis sie nach Frascati hinabgelaufen war und einen Priester gefragt hätte. Wenn sie sich doch selber Bescheid vom Himmel holen könnte.

War die Sünde sehr groß?

Sie versuchte, aus anderen Fällen den Schluß zu ziehen, daß die Sünde nicht allzugroß sei. Es war jedoch vergebliche Anstrengung für ihren armen, halb wirren Kopf: der Gemordeten, an die sie hätte denken müssen, waren zu viele.

Zuletzt wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie es in Gottes Namen eine sehr große Sünde sein ließ — für ihren Sohn konnte sie auch eine solche begehen! Die Qual im Fegefeuer würde nun wohl freilich eine viel, viel längere sein; doch ihr Sohn betete sie sicher los. Aber ihr Sohn durfte ja von nichts wissen. Jesus Christus sei ihrer armen Seele gnädig! Dann ward sie ja in aller Ewigkeit nicht erlöst!

Dennoch entschied sie sich unbedingt für die Verdammnis in alle Ewigkeit.

Denn wenn auch ihr Knabe nichts davon wissen durfte, so würde dafür die Muttergottes, die ja auch für ihren Sohn ein Schwert im Herzen trug, alles wissen und gewiß beim Himmelsvater Fürbitte einlegen. Die Messen, die Orest in jedem Fall für sie lesen ließ, mußten ja auch etwas helfen; zum Glück hatte sie ihn um recht viele gebeten. Und dann die zwei roten Wachskerzen und der Lilienkranz, den Orest der heiligen Jungfrau zu opfern versprochen!

In Gottes Namen also.

Doch grade als sie recht eilen wollte, sank sie hin. Was geschah mit ihr? Sie durfte jetzt nicht sterben, jetzt noch nicht! Nicht eher, als bis sie ihr Werk gethan. In ihrer Todesangst raffte sie sich wieder auf; einige Schritte taumelte sie weiter; dann brach sie von neuem zusammen.

* * *

Der Pater Superior des Kapuzinerklosters hatte selbst einem Sterbenden das Sakrament gereicht. Von einem Knaben begleitet, der mit dem Glöcklein voranging, kam er jetzt zurück. In tiefe Gedanken versunken schritt er dahin, des wilden Pfades wegen die Kutte hoch aufgerafft. In seinen Händen trug er das umhüllte Heiligtum.

Da vernahm er plötzlich Wimmern, Stöhnen, wirre Worte. Er winkte dem Knaben, zurückzubleiben, drang in das Gebüsch und fand die Volskerin.

Der Priester erkannte sofort, daß er heute zum zweitenmale werde das Sakrament reichen müssen. Er neigte sich zu der Sterbenden nieder und redete sie an:

„Du hast das Fieber. Warum liegst Du hier im Wald?“

Mehr, als Wein oder Wasser es vermocht, brachte Surrina der Anblick des Mönchsgewandes wieder zu sich. Ihr Blick verlor seine Starrheit; sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich auf die Knie wälzen, sank wieder zurück und stammelte:

„Um aller Heiligen willen, helft mir auf, Vater. Ich muß fort und eine große Sünde begehen.“

„Was für eine Sünde?“

„Einen totschießen, Vater. Sein Weib will gut gegen meinen Sohn sein. Ist da die Sünde sehr groß?“

Der Prior glaubte, die Frau spreche im Fieber; er-sagte aber dennoch:

„Sie ist sehr groß.“

„Aber ich muß sie doch thun — für meinen Sohn.“

„Für Deinen Sohn willst Du einen Mord begehen? Das geht nicht, gute Frau.“

„Ich will der Madonna zwei rote Wachskerzen schenken, auch einen goldenen Lilienkranz soll mein Sohn ihr bringen. Meint Ihr nicht, Vater, daß es dann ginge?“

„Auch dann nicht.“

„Und wenn ich noch mein goldenes Ohrgeschmeid' hergebe?“

Sie griff mit ihren zitternden Händen nach dem Schmuck.

„Ihr könntet es der Gottesmutter gleich bringen, guter Vater.“

„Behalte Dein Geschmeide. Die Madonna kann Dich auch dafür nicht von einer solchen Schuld losbitten.“

„Dann hilft es nicht, dann muß ich eben in aller Ewigkeit im Fegefeuer bleiben!“ Sie versuchte sich aufzurichten, war aber zu schwach. „Helf' mir Gott, ich kann nicht,“ wimmerte sie und brach wieder zusammen.

Der Prior nutzte den Augenblick; er mahnte:

„Gedenke Deiner Sünden.“

Surrina fühlte, daß es Zeit sei; sie antwortete demütig und ergeben:

„Ich gedenke meiner Sünden. Sie mögen recht groß sein.“

„Gott ist gnädig. — — Willst Du beichten?“

Die Volskerin nickte glückselig.

„Wann hast Du zum letztenmale bekannt?“

Surrina sagte es.

„Hast Du die Pönitenz, die Dir auferlegt worden, erfüllt?“

Surrina beichtete die Zahl der Rosenkränze und was sie sonst allnächtlich — am Tage mußte sie arbeiten! — abgebetet; auch was sie an Fasten und sonstigen Bußen absolviert hatte.

„So bekenne von neuem.“

Er neigte sein Gesicht dicht zu dem ihren herab.

Surrina bekannte. Es wollte ihr jedoch nichts einfallen. In ihrer Todesangst beichtete sie noch einmal jene eine große Schuld.

Der Priester vernahm alles, was geschehen. Als er hörte, wessen Sohn der Knabe der Volskerin sei, leuchtete es in seinen Augen auf. Dafür, daß das Weib diesen

Sohn geboren und er davon erfahren, konnte ihr die Schuld des Ehebruchs vergeben werden.

Als das geschah, schmetterte gerade eine Drossel ihr Lied.

* * *

Der Priester hatte die Sterbende verlassen. Den Knaben ließ er zurück. Er selbst wollte ins Kloster, um zwei Brüder heraufzuschicken, die bei Surrina beten sollten, bis alles vorüber war.

Sie lag so blaß und regungslos da, als sei sie bereits gestorben. Der Junge fürchtete sich in der Einsamkeit mit der Toten allein. Er hatte sich im Gebüsch verkrochen und schielte ab und zu durch die Zweige. Die Zeit vertrieb er sich damit, zu überlegen, wie er wohl auf jene Pinie kommen könnte, die in ihren höchsten Zweigen ein Falkennest trug. Die jungen Vögel waren fast flügge.

Plötzlich rief jemand. Der Knabe hatte große Lust davonzulaufen; denn die Stimme kam von dem Platze, wo das tote Weib lag. Ihm graufte. Es rief von neuem. Er faßte sich ein Herz und sah furchtsam hin. Da hatte sich das tote Weib aufgerichtet und rief jetzt zum drittenmale.

Zuerst wagte der Junge sich nicht hervor, endlich kroch er bebend heraus. Das tote Weib sagte:

„Knabe, lauf nach Tusculana und sage der Mariuccia: sie solle gleich Michele Falori suchen lassen; die Surrina warte auf ihn — er wisse schon wo. Und grüße die Mariuccia von mir: ich müsse jetzt sterben und dann würd' ich es thun — sie weiß schon, was. Lauf geschwind. Die Mariuccia ist eine gute Frau, sie giebt Dir Geld."

Das tote Weib hatte das alles ganz so wie ein lebendiges Weib gesagt. Der Knabe lief fort: zuerst wollte er geraden Weges in den Wald hinein rennen; doch da fiel ihm ein, daß ihm Geld versprochen worden war. Das wollte er der Mariuccia, die ja eine gute Frau sein sollte, recht eindringlich vorstellen. Jetzt lief er.

Inzwischen hatte Surrina sich völlig erhoben und war beinah festen Ganges hinweggeschritten. Die wilde Gestalt, die der Tod bereits als sein Opfer bezeichnet, beseelte etwas von ihrer alten Macht. Mit dieser trotzte jetzt das volskische Weib der Vernichtung: Surrina wollte noch leben.

Sie dachte an ein Wunder: durch den Leib des Herrn, den sie genossen, konnte sie aufstehen und wandeln.

Wenn sie dann und wann still stand um auszuruhen, blickte sie um sich und zum erstenmale in ihrem Leben kam es ihr vor, als ob die Welt schön sei.

Sie dachte an ihren Sohn, den sie nicht mehr sehen würde und der jetzt wohlgemut auf seinem Renner durch die Steppe dahin trabte. Wie sie es ihm gönnte!

Als sie beim Kreuz ankam, war es bereits dämmerig. Diesesmal befand sich keine Alba da. Sie zog die Büchse aus dem Gebüsch hervor und trug sie zum Kreuz. Auch den Wein und das Brot für Ettore Bardi brachte sie hin.

Zu ihr herüber leuchteten die gelben Lilien. Da mußte sie des Abends gedenken, da sie an diesem Platze der heiligen Jungfrau einen Kranz gewunden. Das wollte sie auch heute. Sie raffte sich auf, pflückte und versuchte mit erstarrenden Händen die schlanken Stengel in einander zu schlingen.

Endlich kam Michele Falori.

„Du ließest mich rufen, Surrina?"

Dem Mann fiel das Reden schwer.

„Ich ließ Dich rufen, Michele Falori."

„Mein Weib jammert, daß Du stürbest. Sie wollte durchaus mit mir her. Wie geht Dir's, Surrina?"

„Wenn ich mit Dir geredet habe, werde ich sterben."

Eine Pause entstand. Surrina saß ruhig da und sah unverwandt Michele Falori an. Mit Grausen kämpfend, stand der Mann neben ihr.

Da rauschte es in den Büschen. Doch die beiden hörten es nicht. Es wurde auch gleich wieder still.

„Zwei Stunden nach Mittag war ich schon einmal hier," leitete Surrina die Unterredung ein.

„Zwei Stunden nach Mittag bin auch ich hier gewesen. Du warst aber nicht da."

„Nein. Als ich mit der Büchse dort im Gesträuch stand und schon losdrücken wollte, weil ich glaubte, Du seiest es, war's Deine Tochter, die hier saß."

„Warum wolltest Du mich töten?"

„Weil Du getötet hast."

„Er wollte mit meinem Weibe buhlen. Ich dachte, daß es mein Weib sei, und hatte mir vorgenommen, beide zu treffen."

„Er hat nie an Dein Weib gedacht. Aber mich hat er geliebt, er war der Vater meines Sohnes."

„Das würdest Du Ettore Bardi nicht sagen."

„Das habe ich Ettore Bardi gesagt."

„Dann hast Du ihm wohl auch gesagt, was ich gethan habe?“

„Ich habe Ettore Bardi nichts gesagt.“

„Ah, Surrina!“

„Ettore Bardi will den Mann, den Du erschossen hast, noch heute töten. Er sucht ihn noch heute.“

„Also darum ist er gekommen?“

„Darum.“

„Und Dein Sohn?“

„Wenn mein Sohn es wüßte, würdest Du nicht mehr leben. Denn es heißt: „Blut räche mit Blut.““

„Damit Dein Sohn mich nicht zu töten braucht, wolltest Du es thun?“

„Niemand hätte es gewußt und“ — schloß sie leise, „Du hättest dann meinem Sohn Deine Tochter lassen müssen.“

„Wie Du Dir das alles ausgedacht hast. Was bist Du doch für eine Frau!“

Sie hörte nicht auf seine Bewunderung. Auf die Büchse deutend, erwiderte sie:

„Aber ich habe nicht mehr die Kraft sie zu heben, um sie auf Deine Brust zu richten — der Madonna sei es geklagt! Du mußt sie also meinem Sohn gleich wieder in seine Kammer zurücktragen, damit er ja nichts merkt. Und so will ich Dich denn fragen — —“

Wieder im Gebüsch ein Geräusch, wie von einem Davonstürzenden. Was die beiden noch weiter miteinander besprachen, hörte nur der Wald, der jetzt, von mattem

Mondglanz durchschimmert, über dem Kreuze leise und feierlich zu rauschen begann.

Der harte Mann war erschüttert, Surrina mahnte.

„Du mußt gehen. Die Mariuccia ängstigt sich um mich. Die Mariuccia will auch gut sein gegen meinen Sohn. Michele Falori, Ade! Und vergiß Deinen Schwur nicht: anstatt, daß mein Sohn an Dir rächen, sollst Du an meinem Sohn sühnen."

„Ich kann Dich doch nicht hier allein sterben lassen!"

„Höre. Eines könntest Du mir noch auf Erden thun. Nimm das. Es ist nur ein schlechter Kranz, aber die heilige Jungfrau weiß Bescheid damit. Häng ihn für mich in der Kapuzinerkirche auf: vor dem Bilde, darauf der heilige Franciscus abgemalt ist, wie er der Gottesmutter sein blutendes Herz schenkt. Thu's gleich, damit es meiner armen Seele noch zu Gute kommt."

„Verlaß Dich darauf."

Er wollte noch immer nicht gehen, aber sie wies ihn fort. Da raffte er die Lilien aus ihrem Schoße auf, nahm die Büchse und ging, ohne ein Wort zu sagen oder sich noch einmal umzusehen, schnell davon.

* * *

Surrina wollte sterben. Aufrecht saß sie unter dem Kreuz in dem von Mondglanz durchfluteten Wald. Sie wartete auf den Tod; der blieb jedoch aus. Da ward die Volskerin zornig. Vorhin hatte sie leben wollen und leben können, jetzt wollte sie sterben und konnte doch nicht. Hatte

sie nicht bereits die letzte Ölung empfangen? So sollte denn der Tod kommen und seine Pflicht an ihr thun.

Wenn Ettore Bardi sie noch lebend fand, würde er sie schlagen; eine ganze Woche war sie ausgeblieben und hatte ihm kein Brot und keinen Wein gebracht. Er hätte die Nähe ihres Todes an keinem Laut, an keinem Seufzer merken sollen. Aber sehnlichst wünschte sie, daß es bis dorthin mit ihr vorbei sein möchte. Nicht die wilde Hand Ettore Bardis sollte sie berühren, wo der Finger Gottes das that.

Vielleicht muß der Mensch beim Sterben liegen, dachte sie. In den heiligen Büchern heißt es immer vom Sterbebette. Und sie legte sich unter dem Kreuz nieder.

So würde es gewiß schneller zu Ende gehen. Nun war es auch Zeit, ihr Versprechen zu halten.

„Ich liege auf meinem Sterbebette und denke an Dich, gute Mariuccia," sprach sie laut. Dann rief sie ihren Sohn an.

Wenn sie ihn doch nur ein einzigesmal noch hätte sehen können. Jetzt war er gewiß auf dem Wege zu ihr und freute sich, zu seiner Mutter zu kommen. Er hatte seine Mutter lieb.

Und wenn er gewußt hätte: sie liegt im Walde und stirbt! Ihm den Schmerz um sie zu ersparen, wäre sie gern leben geblieben. Nun, er würde sich trösten, er war ja so jung! Und dann — er liebte Alba und Alba liebte ihn. Sie sei dafür gesegnet, tausend und tausendmal! Seine Mutter hatte ihr Tagewerk vollbracht: ihr Sohn würde glücklich sein. Wenn sie jetzt bei ihm wäre, würde

sie es ihm sagen und noch sein Glück mit ansehen können. Wäre sie doch bei ihm! Sie würde schon machen, daß er nichts von ihrem Todeskampf zu merken bekäme.

Bei dem Gedanken an ihren Sohn riß ihre gewaltige Mutterliebe sie wieder ins Dasein zurück; denn plötzlich fiel ihr ein, daß sie Orest gebeten, Mönch zu werden. Sie mußte ihm noch sagen, daß er das nicht sollte, daß Michele Falori ihm Alba zum Weibe geben würde. Todesschweiß auf der Stirne, der die Spur des heiligen Öles überrieselte, richtete sie sich auf. Da hörte sie nahenden Fußtritt. Ettore Bardi! Und sie verkroch sich im Gebüsch.

Als Michele Falori mit seinen Knechten beim Kreuz anlangte, war dort nichts von einer Sterbenden zu sehen. Die Männer begannen den Wald mit Fackeln zu durchsuchen.

* * *

Als Surrina es aufflammen sah, ward sie von Entsetzen ergriffen: Ettore Bardi, weil er sie nicht schlagen konnte, hatte den Wald angezündet. Sie wollte sterben, aber nicht verbrennen. So kroch sie denn hervor und stürzte sich in die Dickichte, wo stachlichter Mastix und Brombeergebüsch die Wildnis beinahe undurchdringlich machten. Doch in der Todesangst um ihren Sohn drang Surrina hindurch. Auf keinen Pfad stoßend, schleppte sie sich, als die Waldung hinter ihr lag, die Vignen und Oliveten hinunter. Aber die Flammen schlugen ihr auch hierher nach. Der ganze Himmel erschien ihr feurig durchzüngelt, lohendes Blut troff herab, überströmte die ganze Erde. — —

Sie kam in die Campagna und erblickte nun auch vor

sich nichts, als Flammen. Wie ein von Sturm gepeitschtes Feuermeer durchraste es zischend, brausend die Senkungen, hoch über die Hügelreihen hinausschlagend. Wohin sie sich wandte, stieg ihr die Lohe entgegen. Sie stürzte auf die Knie, aber eine wilde Stimme schreckte sie auf: „Surrina, wo ist Dein Sohn?“ Sie antwortete laut: „Mein Sohn ist nicht bei mir. Ich muß zu ihm, denn sonst wird mein Sohn Mönch.“

Und sie setzte ihre fürchterliche Wanderung fort, wobei sie immer vor sich hinmurmelte: „Zu meinem Sohn — zu meinem Sohn!“

Während sie zwischen den angezündeten Stoppelfeldern dahinwankte, überkam sie eine neue Phantasie. — — Sie durchwandelte das Fegefeuer, es währte eine ganze Ewigkeit. Während dieser ganzen Ewigkeit rief sie immerfort das eine Wort, das allein von der ganzen Sprache sie behalten hatte. Und siehe da: keine Flamme berührte sie.

Glücklich gelangte sie in die tote Stadt und in die Zeltgasse. Auch hier brannten überall Feuer, um die herum, in Tücher und Decken gewickelt, die Leute in tiefem Schlafe lagen. Wer, durch das Gekläff der Hunde geweckt, ihre Gestalt vorüberwanken sah, fürchtete sich.

Sie kam zu ihrem Zelt. Das Feuer davor war fast ausgebrannt und auf dem nackten, giftigen Erdboden schlief Orest. Dieser Anblick gab ihr plötzlich einen Teil ihrer Besinnung wieder.

„Er wird morgen tot sein,“ konnte sie noch denken.

Sie kroch ins Zelt, ergriff ein Reisigbündel, kroch damit

zurück und ließ es auf die erlöschende Glut niederfallen. Bald schlug diese prasselnd empor. Auch Decken und Felle schleppte sie herbei und warf sie über den Schlafenden. Dabei dachte sie immer:

„Er wird morgen nicht tot sein.“

Dann kauerte sie sich neben ihm nieder, beugte sich herab, wollte ihn küssen, riß sich aber zurück.

„Du stirbst, weißt Du, Surrina? Du darfst ihn nicht wecken, hörst Du, Surrina?“

Sie starrte von neuem auf ihn. Plötzlich rannen große Thränen an ihren fahlen Wangen nieder. Sie hauchte:

„Ade, mein Sohn.“

Einen Augenblick war's ihr, als müsse sie ihn doch wecken. Hatte sie ihm nicht etwas zu sagen? Aber was? So sehr sie sich quälte, es wollte ihr nicht mehr einfallen. Nur, daß er morgen leben würde, war ihr erinnerlich.

Sie blieb bei ihm, bis sie die Zuckungen des Todeskampfes fühlte. Im letzten Augenblick, da ihr die Glieder schon starr zu werden begannen, schleppte sie sich in das Zelt. Ihr Todesröcheln hätte ihn wecken können.

XIII.

Romulus war von seinem Züchter vor allem auf die verd — — bunten Hunde abgerichtet worden. Einige dieser päpstlichen Spürer trieben sich nämlich während des ganzen Jahres auf Tusculum umher, wohl wissend, was für ein Schlupfwinkel der alte Ruinenberg war. Manch guter Fang war hier schon gethan worden. Der tusculanische Ziegenhirt hatte sich jedesmal verkrochen, sobald er es durch Gebüsch und Getrümmer rot aufleuchten sah.

Aus seinem Verstecke schielte er dann furchtsam und zugleich tückisch nach den stattlichen Reitern hinüber. Plötzlich war das anders geworden. Nicht nur, daß er sich nicht mehr vor ihnen verkroch, er fing sogar an, sie in weiten Kreisen zu umschleichen und ihnen allerlei mystische Zeichen zu machen. Riefen sie ihm dann zu, so rannte er spornstreichs davon. Als er dieselbe Posse wieder einmal aufführte, setzten ihm die Männer nach und fingen ihn ein. Auf diese etwas gewaltsame Weise machte er mit den Gensdarmen Bekanntschaft, die schließlich zu beiderseitiger Zufriedenheit ausfiel.

Nach Anbruch der Nacht verließ Ettore Bardi gewöhnlich sein Versteck. Der Mond schien hell. Alle braven Briganten verwünschen den blassen Gesellen: er ist ein Verräter. In mondhellen Nächten war der Volsker daher doppelt vorsichtig und trug die gespannte Büchse in der Hand.

Als er an diesem Abend sein Gewehr nehmen wollte, war es nicht da: das Wölflein mußte sich damit fortgeschlichen haben; wahrscheinlich ging die Bestie auch schon auf Raub aus. Der war ächt.

Ettore Bardi schlich sich zuerst zum Palast, der wie gewöhnlich in tiefster Einsamkeit dalag, sodann wollte er beim Kreuz sein Weib aufsuchen: dreimal hatte er vergeblich dort auf sie gewartet — das Fieber über das Weib!

Eben wollte er dem Schlosse den Rücken kehren, als er aus der Wohnung des Verwalters mehrere Personen auf die Terrasse treten sah: der eine davon war Michele Falori selbst; Mariuccia war auch dabei und jammerte.

Der Bandit wunderte sich, was die Mariuccia noch so spät abends auf die Beine und zu solchem Gejammer bringen konnte.

Die Männer trugen etwas, das der Späher nicht zu erkennen vermochte; sie begaben sich damit in den Wald. Mariuccia wurde von ihrem Manne zurückgeschickt. Als Ettore Bardi an der offenen Thür vorüber schlich, hörte er sie drinnen laut lamentieren. Er hielt sich jedoch bei dem Weibergeheul nicht auf.

Aber was war das? Michele Falori und die Männer befanden sich dicht vor ihm auf seinem Wege. Was hatten

sie auf seinem Wege zu thun? Der führte zum Kreuz und an dem Platz hatte des Nachts kein anderer etwas zu schaffen, als der Bandit und sein Weib.

Immer den Zug im Auge behaltend, schlich er hinterdrein. Wahrhaftig, sie gingen zum Kreuz! Jetzt sah er auch, was sie trugen: eine Bahre war's.

Halloh! Gab es dort zum zweitenmale einen Toten zu holen? Ettore Bardi ward neugierig. Als sie angekommen waren, hörte er Michele Falori sagen: „Sie ist nicht hier. Wir müssen sie suchen."

Also ein Weib war's? Vielleicht Michele Faloris Tochter.

Die Männer setzten die Tragbahre nieder, rissen von einer verdorrten Pinie Äste herab, brannten sie an und begannen den Wald zu durchsuchen. Was konnte dem jungen Ding geschehen sein?

Er hätte gern einen der Knechte gefragt.

Surrina war auch diesmal nicht da. Aber vielleicht hatte sie sich vor den Männern versteckt. Leise rief er sie:

„Surrina! He, Surrina!"

Da schrie im Wald Michele Falori:

„Surrina! Surrina! Surrina!"

Einen Augenblick stand der Brigant regungslos, dann stürzte er vor, gerade auf Michele Falori zu, der eben allein zum Kreuz zurückkehrte, um dort noch einmal zu suchen.

„Wen sucht Ihr?"

„Wir suchen Surrina Bardi."

„Warum?"

„Vor einer Stunde traf ich sie hier. Sie war im Sterben; sie hatte bereits das Sakrament empfangen.“

„Im Sterben!“

Er stieß einen gräulichen Fluch aus.

„Hört, Ettore Bardi.“

„Was willst Du?“

„Euer Weib hat mir etwas für Euch aufgetragen.“

„Was ist's“

„Ihr sucht einen?“

„Hat sie Dir das gesagt?“

„Den Ihr sucht, kenn' ich.“

„Kennst Du?“

Er warf sich über Michele Falori, als ob er ihn erwürgen wollte.

„Laßt los!“ gebot der Ministro und rang mit dem Räuber. Er entriß sich dem Wütenden.

„Wer ist's?“ keuchte Ettore Bardi.

Michele Falori wies auf das Kreuz.

„Dort ward er von mir erschossen.“

„Der war's!“

Er stürzte zum Kreuz und riß es vom Sockel herab.

„Den Schuß dank' ich Dir nicht!“ schrie er Michele Falori zu.

Die Knechte kamen herbeigeeilt. Sie erkannten den Räuber. Ohne ein weiteres Wort riß er einem die Fackel aus der Hand und sprang damit in das Dickicht.

Plötzlich rief einer der Männer:

„Da hängt etwas Weißes.“

Ettore Bardi stürzte hin. Es war Surrinas gesticktes Schleiertuch und an den Büschen hingen Fetzen ihres rotwollenen Kleides.

„Kann mir einer sagen, wo heut' ihr Bube war?" schrie Ettore Bardi.

„Der hat heut Ochsen hinaufgetrieben, dann wollte er zu ihr ins Lager."

„Dann weiß ich, wo sie ist."

Er warf die Fackel weg und verschwand im Walde.

Bald nachher wurden Michele Falori und seine Knechte von einem Trupp Gensdarmen angehalten: Ettore Bardi stecke im Walde; ob sie ihn gesehen hätten?

Michele Falori trat vor.

„Wir haben ihn gesehen."

„Ist er noch im Wald?"

Michele Falori zuckte die Achseln.

„Daß weiß ich nicht."

„Ihr wißt es."

„Ihr kennt uns, wir verraten nicht."

„Ihr steht unter dem Gesetz!"

„Kein Gesetz soll mich zwingen, den Angeber zu machen. Fragt meine Knechte, vielleicht sagen die es."

Die Knechte wurden einzeln befragt, doch sie wußten nichts. Die Gensdarmen wüteten; da machte ihnen einer ein Zeichen, schlich sich hinter einen der Sbirren und zischelte diesem etwas zu. Ohne Gruß entfernten sich die Polizisten. Sie brauchten nicht zu eilen, konnten sogar in Frascati in aller Behaglichkeit einige Foglietten leeren: Waren sie doch dem Wolf auf der Spur.

Das Wölflein kam auch herzu geschlichen und lief mit. Zwar beim Fange dabei zu sein, scheute es sich; doch mußte es den Rachen rechtzeitig aufsperren, wenn es von dem abgeschlagenen Haupte des alten Wolfes goldig aufspritzte.

* * *

Als sei das Wild bereits angeschossen, so setzte der Brigant in den Wald hinein. Beim Kapuzinerkloster hemmte er die rasende Eile seines Laufes. Er fand die Kirche offen und trat ein.

Mondschein füllte das Gotteshaus. Vor dem Hochaltar blinkte das Licht der ewigen Lampe, am Wachsbild der Muttergottes flimmerten Krone und Geschmeide und aus dem schwarzen Rahmen der dunkeln Kirchengemälde schienen die hellbeleuchteten Gestalten der Heiligen wie aus Grabgewölben zu treten.

Dröhnend widerhallte Ettore Bardis Tritt in dem feierlichen Schweigen. Wie jeder andere fromme Christ besprengte sich der Brigant mit Weihwasser, beugte das Knie und schlug das Kreuz. Dann blickte er spähend um sich.

Und wirklich — da kauerte noch eine Kapuze! Die Kutte war so versunken in Andacht, daß kein Geräusch der Welt an ihr geistliches Ohr drang; aber jetzt tönte es vom Chorstuhl her dumpf rasselnd zu Ettore Bardi herüber: ein mächtiges Schnarchen des guten Bruder Pförtners, dem über dem mühsamen Geschäft, die ewige Lampe mit Öl zu versorgen, das eigene Geisteslämplein erloschen war.

„Schnarcht der Kerl, als schliefe dort ein ehrlicher Brigant,“ murmelte der Volsker, ging hin und rüttelte den

Schläfer. Eine gute Weile mußte der Ehrwürdige geschüttelt werden, bis er mit einem tiefem Seufzer erwachte. Gerade hatte er geträumt: im Klosterkeller stünd' ein Fäßlein, dick und rund, ein Fäßlein, von dem außer ihm und dem Bruder Kellermeister kein Mensch wußte. Süßer Marino war's!

Da wurde er plötzlich gefaßt und geschüttelt. Und das Fäßlein war noch nicht ganz leer! Der strenge Pater Superior war dahinter gekommen — Fäßlein, Ade! Doch der Abschied wurde dem wackeren Bruder so schwer, daß er mit des Pater Superiors eigener hochwürdiger Person rang und kämpfte. Ob dieser Frevelthat entsetzte er sich dermaßen, daß er ächzend erwachte.

Er wollte in die Kniee sinken.

Aber die Gestalt des leibhaftigen Satanas, die er vor sich sah, war ihm kein so furchtbarer Anblick, als es die Gestalt des Pater Superiors gewesen wäre. Wider Satanas gab es kräftige Sprüchlein, wider den Prior ließ sich kein Bibelwort anwenden. Mit Macht schlug er das Kreuz und stammelte mutvoll sein: Apage Satanas!

Als daraufhin der höllische Versucher nicht weichen wollte, schickte sich das Mönchlein an, zum Hochaltar zu flüchten und dem Bösen das große, silberne Krucifix entgegenzuhalten. Doch der Teufel stellte sich ihm in den Weg.

„Was willst Du von mir?“ ächzte der Mönch.

„Ihr sollt mir die Sterbesakramente reichen.“

Das Mönchlein glaubte nicht recht gehört zu haben:

der Teufel begehrte die Sterbesakramente. Das war ein seltsamer Teufel! Es war auch zugleich ein dummer Teufel: seit wann war der Bruder Pförtner ein Priester?

Da ward er wild angeschnaubt:

„Wollt Ihr mir auf der Stelle das Sterbesakrament geben, oder — —“

Vor den Augen des Mönchs wurde etwas Leuchtendes geschwungen. Sobald er den Dolch sah, kannte er seinen Mann: der Teufel war ein Bandit.

Er gedachte der Kirchenleuchter, der silbernen Krone der Madonna und ihres neuen Geschmeides. Welches Glück, daß es nicht ächt war!

Dem Mönch schlotterten die Knie und klapperten die Zähne: der Satan wäre ihm nun doch lieber gewesen. Wie wär's, überlegte er, wenn er den Mann in den Klosterkeller führte. Dort hätte er sich getraut, es selbst mit einem Banditen aufzunehmen.

Indessen standen sie schon vor dem Hochaltar.

„Zündet die Kerzen an!“

Ein Brigant, der die Leuchter stehlen will, läßt sich dazu nicht die Kerzen anzünden. Mit dem Sterbesakramente schien es also ernst zu sein. In den Mönches Hirn begannen sich die Gedanken zu verwirren. Er stammelte:

„Ihr seid ja kein Sterbender.“

„Kann's aber in der nächsten Stunde sein — schon im nächsten Augenblick könnt Ihr's sein.“ Und er ließ seinen Dolch funkeln.

„So will ich den Prior oder einen Bruder wecken, der

Euch das Sakrament reichen darf. Maria, Gottesmutter, ich habe dazu nicht die Befugnis," stöhnte der Pförtner.

„Pah, Kutte ist Kutte! Auf der Stelle, Pfaff, mach Deine Sache oder Du fährst noch vor mir zur Hölle."

Es ging ans Leben; also zauderte der Mönch nicht länger. Er schickte sich an, die Funktion, die von ihm begehrt ward, zu thun, und wimmerte dabei in aller Eile ein Notgebet her.

Ettore Bardi bestand auf den brennenden Kerzen: er wollte es feierlich haben. Während der Bruder Pförtner mit zitternden Händen die Lichter anzündete, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß, falls im Kloster einer der Brüder erwachte und die Kirche erhellt sähe, er sicher schleunigst mit dem Kopfe unter die Decke fahren und den Geisterbann murmeln würde.

Sein frevelhaftes Beginnen würde also geheim bleiben. Ein Glück war's, daß der Räuber nicht auch Orgelspiel verlangte.

Statt der Stola warf er sich irgend eine alte Altardecke über, mit welcher Draperie Ettore Bardi sich höchlichst zufrieden zeigte. Dann ergriff der Mönch das erste beste lateinische Buch, das er aufschlug. Da er nicht lesen konnte, war's eine Litanei, die er pathetisch hersagte. Wenn Kutte Kutte ist, glossierte er dabei ganz sophistisch, wird ja wohl Latein Latein sein. Also betete er wacker drauf los.

Ettore Bardi war niedergekniet. Die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt, hörte er mit inbrünstiger Andacht zu. Dann beichtete er die Sünden, die er seit der letzten Ab-

solution begangen. Seinem Beichtiger sträubten sich vor Entsetzen die Haare. Mit einem Jammerblick, in einem Jammerton vergab er dem „reuigen Sünder“ alles, was dieser vergeben haben wollte.

Sodann verlangte der Bandit die Salbung mit heiligem Öl. Nach dem Grundsatz, der die ganze Handlung leitete, ergriff der Mönch die ewige Lampe und ließ es daraus auf des Briganten Stirn niederträufeln — da es nicht heilig war, sollte es wenigstens reichlich sein. Dann machte Mönchslatein den Schluß.

Der Brigant erhob sich, warf dem Mönch alles Geld zu, das er bei sich trug, und verließ hochaufatmend die Kirche.

Das Mönchlein, nachdem es eilig hinter dem Banditen zugeschlossen, machte sich daran, das Geld aufzulesen, zu zählen und schmunzelnd in seiner Kutte zu bergen. Darauf nahm er die Altardecke ab, trug sie in die Sakristei, löschte die Kerzen und schlüpfte durch den Klostergang in seine friedliche Pförtnerzelle: dort stand ein heimlicher Krug, der noch beinahe voll war.

* * *

Von neuem stürmte Ettore Bardi dahin. Als er nach Frascati hinabkam, spürte er heftigen Durst. Ein Weinschank war noch offen. Der rote Schein der Öllampe, die vor der Thür qualmte, erleuchtete den höhlenartigen Raum.

Gelächter und wüstes Geschrei drangen heraus. Ettore Bardi wollte eintreten; da fiel ihm ein, daß er sein Geld

dem Mönch gegeben hatte. Pah! Der Wirt würde ihm auf sein ehrliches Banditengesicht hin zapfen! Er konnte sich mit der Ehre bezahlt machen, Ettore Bardi die letzte Flasche geschänkt zu haben. Also hinein!

Doch an der Schwelle prallte er zurück: die Stube war voller Päpstlicher. Verfluchtes Gesindel! Sein ganzes Leben hatten sie ihm vergällt und jetzt mußte er ihretwegen noch in der letzten Stunde Durst leiden. — — Was zum Henker machte die Kerle so lustig? Welchem Wilde waren die Hunde auf der Spur, daß sie so heulten?

Wenn die Meute gewußt hätte, wer draußen stand! Eine Freude war's doch, die Häscher so um sich zu betrügen. Ein Preis stand auf seinem Kopf. Geht doch und laßt Euch den Preis zahlen, den Blutlohn! — — Das verwünschte Wölflein. Grade heute mit Vater Wolfs Büchse sich aus dem Staube gemacht zu haben. Welche Lust wär's gewesen, einem oder zweien von den Spürhunden noch zu guterletzt eine Kugel ins Hirn zu jagen.

Ja, das Wölflein! — — In der Schänkstube hockte auch so ein gutes Geschöpf im Schaffell. Dem Banditen ward es ganz weich ums Herz. Das Wölflein würde heulen, wenn es mit Vater Wolf aus war. Es war nur gut, daß der Alte ihn schon das Rauben gelehrt.

Das half denn nichts: Ettore Bardi mußte durstig weiter.

In der Campagna angekommen, sah er sich genötigt, den brennenden Feldern auszuweichen. Oft war er von Flammen umzingelt. Wenn er keinen Ausweg mehr finden konnte, setzte er mit mächtigem Sprung über die feurigen

Bäche. Sein Haar und seine Kleider wurden versengt, der Rauch drohte ihn zu ersticken. Endlich flüchtete er in eine sumpfige Niederung, daraus es dick aufquoll. Die giftigen Miasmen einatmend, dachte er:

„Den Briganten hetzen sie — aber die Campagna ist der ächte Brigant! Wie die Bestie mordet! Und so heimtückisch ist die Kanaille. Unsereins thut's ehrlich mit Dolch und Büchse; sie aber bläst ihre Opfer nur an und aus ist's. Ein ehrlicher Mord muß blutrot sein. 's ist ein nichtswürdiger Tod; zuerst gelb und grau und dann gar schwarz im Gesicht. Das Weib hätt' es besser verdient."

Er konnte seine Gedanken nicht von ihr losbekommen. Also sie starb — sie war vielleicht schon tot. Um ihren Buben zu sehen, lief sie sterbend den weiten Weg vom Kreuz herunter. Für diesen Bastard bis zum letzten Augenblick unsinnige Liebe, für ihn bis zum letzten Augenblick unsinnigen Haß.

Wer wird aus einem solchen Weibe klug! — — Achtzehn Jahre hatte sie geschwiegen, ihn achtzehn Jahre den Buben lieben lassen, mehr, als sein Leben, seine Freiheit, seine Banditenehre. Um ihre fürchterliche Rache zu vollziehen, hatte sie ihm damals vor den Häschern zur Flucht verholfen und ihn dann in der Höhle gepflegt — einzig deshalb. Erst als ihr der rechte Augenblick gekommen schien, brach sie ihr Schweigen; keine Macht der Welt hätte ihr vorher das Siegel vom Munde reißen können. Jeder Schlag, jede Beschimpfung war eine heimliche Genugthuung für sie. Jeder seiner von Vaterstolz leuchtenden Blicke ein Triumph.

Was für ein Weib! Was andere aus Leidenschaft oder Begehrlichkeit thun, that sie aus Haß. Aber nicht nur, daß sie ihren Mann betrogen — ihrem ganzen Volke hatte sie die Treue gebrochen, als sie sich von dem vornehmen Herrn umarmen ließ. Sie war eine Verräterin an ihrer eigenen Art geworden; denn Volsker Art ist nicht Dirnenart. Und sie wußte das. Es war ja auch ihr Todfeind, den sie küßte. Sie mußte sich selbst in jenem Augenblick hassen, und doch — doch küßte sie jenen; denn sie wollte sich rächen an ihrem Manne, den sie einst geliebt hatte.

Über diesen letzten Gedanken kam er nicht hinaus, dabei eine Qual empfindend, wie sie im Fegefeuer nicht größer sein konnte.

Mehr und mehr vollzog sich in ihm eine wunderbare Wandlung: mehr und mehr ward er von einer Liebe für die fürchterliche Rächerin ergriffen, wie er sie nicht jugendlicher und leidenschaftlicher gefühlt, als damals Surrina auf Monte Cacume sich seinen Dolch hatte geben lassen, um ihn gegen die Sbirren zu verteidigen, oder mit ihm zu sterben.

Von dem Augenblicke an, wo er gehört, daß Surrina sterbend sei, hatte sein Haß gegen sie zu schmelzen begonnen; und selbst die Entdeckung, wer es war, den er gesucht hatte, vermochte die wilde Flamme nicht wieder zu schüren. Nun er erfahren, daß sein Feind seit achtzehn Jahren im Grabe moderte, durfte es auch mit ihm aus und vorbei sein. Die Päpstlichen waren hinter ihm her, so gierig nach seinem Blut, daß er ihnen endlich doch nicht entrinnen konnte; er besaß keinen Sohn, der hätte dabeistehen können, um einen Helden

sterben zu sehen — so wollte er der Meute auch nicht das Blutgeld lassen: es war beschlossen.

Da er nicht als großer Bandit sterben konnte, wollte er das wenigstens als frommer Christ. Wie Surrina, so hatte auch er das Sakrament empfangen: er würde also in jenem Leben mit ihr zusammenkommen!

*
* *

Wie der Nachtwind das dunkle Gewölk über den Mond jagte, so trieben durch Ettore Bardis Stirn die Gedanken. Er kam zum Lager. Die Hunde heulten ihn an, sprangen wütend an ihm hinauf, rissen ihn fast zu Boden. Den ersten Schläfer, der in seinem Wege lag, stieß er mit einem Fußtritt auf: wo das Zelt der Surrina von Carpineto sei?

„Du weißt, das Weib Ettore Bardis.“

Dieser Name ermunterte den Mann mehr, als der Fußtritt es gethan. Bald darauf stand der Brigant vor dem Zelte.

Das Feuer brannte noch lichterloh; davor lag in festem Schlummer Orest, mit Fellen zugedeckt. Ohne sich um ihn zu kümmern, stürzte Ettore Bardi hinein.

Sie kauerte im hintersten Winkel, grell vom Schein des Feuers beleuchtet. Ihre erstarrten Hände hielten ein kleines kupfernes Madonnenbild, das sie an ihre erkalteten Lippen gepreßt hatte. Ettore Bardi erkannte es: es war das erste Liebeszeichen, das er ihr geschenkt. Seit dem Tode ihres Kindes hatte er es nicht mehr bei ihr gesehen.

XIV.

Wilde Stimmen weckten Orest. Noch von Schlummer betäubt, hielt er den Lärm für verworrene Laute eines Traumes. Sein erster Gedanke war: Wer hat Dich so warm zugedeckt? Natürlich die Mutter. An seine Mutter hätte er denken sollen, als er sich gestern abend in seiner Verzweiflung auf den nackten Boden warf, um das Fieber zu bekommen und zu sterben.

Da vernahm er von neuem rings um sich Gemurmel und Rufe. Er sprang auf. Das Zelt umgaben, dicht geschart, die Schnitter und deren Weiber. Alle Aufseher waren da, den Eingang besetzten Gensdarmen.

Was war geschehen?

Seine Mutter — —

Orest stürzte vor. Man machte ihm sogleich Platz und er hörte sie sagen: „Das ist der Sohn!"

Er wollte ins Zelt; aber die Päpstlichen wiesen ihn zurück. Beinahe, daß der Jüngling einen der Männer ins Gesicht geschlagen. Doch die Leute riefen den Sbirren zu: „Das ist der Sohn!" Da ließen sie Orest hinein.

„Mutter!“

Er stand neben der Toten, stierte auf sie hinab und wartete, daß sie sich regen, die Augen aufschlagen, daß sie sprechen werde. — — Wie hätte wohl seine Mutter über Nacht so heimlich sterben können?! Sie hatte ihn ja noch warm zugedeckt.

Aber sie blieb tot. Da grollte er ihr.

Und Ettore Bardi war auch tot! Er lag dicht neben Surrina, sein Gesicht auf ihre Brust gedrückt. Ehe man ihn daran zu hindern vermocht, hatte Orest die mächtige Gestalt des Banditen von seiner Mutter fortgestoßen. Erst jetzt bemerkte er das Blut, welches beide Toten umgab, so daß auch Surrina für eine Gemordete hätte gelten können. Orest schrie gräßlich auf. Dann warf er sich neben ihr nieder und suchte nach der Todeswunde. Die Sbirren machten ihm begreiflich, daß das Blut nur von Ettore Bardi, der sich erdolcht hatte, herrühre; sie waren wütend auf den Banditen.

Dann geschah alles so, wie es bei solchen Vorgängen zu geschehen pflegt: die Leute wurden hinweggetrieben, vor dem Zelt ward es leer; nur ein paar Kinder umschlichen es in einiger Entfernung. Nachdem in Gestalt eines kleinen, fetten, schmierigen Mannes das Gericht von Frascati angekommen war, warfen sich die Polizisten auf ihre Pferde und ritten davon.

Vor dem Lager begegnete ihnen das Wölflein, das aus einer Ruine hervorgekrochen kam, sie um seinen Blutlohn anheulend. Als er einem der Männer zu nahe kam, versetzte ihm der mit dem Gewehrkolben einen Schlag.

Orest blieb bei den beiden Toten allein.

Er konnte nicht widerstehen, das Gesicht Ettore Bardis zu betrachten. Nicht ohne Mühe wandte er den Leichnam um — auf dem wilden Antlitz lag eine feierliche Ruhe. Orest warf seinen Mantel darüber. Um seine Mutter nicht im Blute liegen zu sehen, suchte er unter ihren Sachen und fand ein großes Stück ungebleichten Linnens; damit deckte er sie zu. Das Gesicht ließ er frei. Es war nicht wie das Ettore Bardis, voll von der Erhabenheit des Todes, sondern es trug den schrecklichen Ausdruck einer Qual, welche den Tod, diese Erlösung von aller Qual zu überdauern schien. Orest konnte seinen entsetzten Blick gar nicht davon losreißen.

So stand er, als er rasch sich nähernde Hufschläge vernahm. Bald darauf traten Michele Falori und Alba herein. Ohne aufzusehen, schritt Alba an ihm vorüber. Sie trat zur Leiche und streute Blumen über sie hin. Dann ging sie still wieder hinaus.

Zu Michele Falori, der mitten im Zelte stand, wandte sich jetzt der Sohn der Volskerin und sagte:

„Ich danke Euch auch, daß Ihr die Büchse vom Kreuz wieder in meine Kammer getragen habt."

* * *

Gegen Abend brachten sie die Särge; die Totenbrüderschaft kam mit: zwei Parteien, eine für Surrina, eine andere für den Selbstmörder. Die erstere in schwarzen, die zweite in roten Kapuzröcken.

Bevor die Deckel der Särge geschlossen wurden, trat Alba zur Leiche Ettore Bardis. Der blutige Tote, den

niemand betrauerte, dauerte sie. Sie nahm von Surrinas Brust eine weiße Rose und legte sie auf die seine: wenn er einmal auferstand, sollte er auch eine Blume bei sich finden.

Orest hatte sich hinter dem Zelt auf den Boden geworfen und fühlte sich so allein auf der Welt, als wäre er darin der einzige Mensch. Was war seit gestern mit ihm geschehen? Gestern sangen die Lerchen — horch! sie sangen auch heute. Seltsam, daß er es hörte — seine Mutter hörte es nicht mehr. Auch die Sonne schien heute wie gestern. Er sah sie hinter Rom untergehen — seine Mutter sah es nicht mehr.

Da hörte er hinter sich leichte Schritte. Alba näherte sich, blaß, zaghaft, schüchterne Bitte im Auge. Er fühlte seine junge Mannheit vergehen und hätte am liebsten sein Gesicht gegen die Erde gedrückt und sich ausgeschluchzt, wie ein Kind an der Brust der Mutter. Seine Lippen zuckten; aber machtvoll hielt er an sich: nicht, als seine Mutter ihm die Büchse gegeben, wurde er zum Mann — das war er erst gestern geworden, in jener Stunde, als er am Kreuz unter den rauschenden Haselnußstauden nach der Geliebten gesucht.

Alba setzte sich zu ihm — nicht neben ihn wie sonst, sondern in scheuer Entfernung: die tote Mutter weihte den Sohn. Ahnungslos darüber, was in der Brust des Freundes vorging, fühlte sie doch dessen Wandlung und wußte, daß es niemals wieder so werden könne, wie es gewesen. Da er in seinem Schweigen verharrte, begann sie mit erstickter Stimme:

„Weißt Du noch, wie wir als Kinder „Tod“ spielten?“

Er nickte und beugte sich tiefer herab.

„Du mußtest mich unter Blumen begraben — ich habe über Deine Mutter auch Blumen geschüttet.“

„Aber meine Mutter bleibt darunter liegen,“ klagte der Jüngling.

Alba deutete auf die sinkende Sonne.

„Die Sonne geht auch fort und kommt doch wieder. Die Mutter Gottes nahm Deine Mutter bei der Hand und ging mit ihr in den strahlenden Himmel hinein. Die Mutter Gottes bringt Deine Mutter zum lieben Heiland und sagt ihm: das ist die Surrina, Du weißt, die ihren Sohn so lieb gehabt hat. Dann nickt Jesus Christus Deiner Mutter zu und sie darf bei ihm bleiben, zu seinen Füßen.“

„Sie war so gut,“ murmelte Orest und die Thränen stürzten ihm jetzt unaufhaltsam aus den Augen; tapfer drückte Alba die ihren zurück. Sie mahnte:

„Ach, wie Deine Mutter um Dich trauern wird, wenn Du so weinst. — — Du mußt mich jetzt lehren, auch gut zu sein. Mein Vater hat gesagt, daß Du bei uns bliebest. Ich bin so glücklich! — — Was ist Dir?“

„Du liebst Deinen Vater ja wohl auch sehr?“ stammelte Orest auffahrend.

„Ach, Lieber, wenn mein Vater so daläge, wie jetzt Deine Mutter“ — — Ihre Stimme brach in Schluchzen.

Orest sprang auf. Er wollte sie in seine Arme ziehen, aber bei der ersten Berührung ihrer zarten Gestalt fuhr er zurück, stieß einen lauten Wehruf aus und stürzte davon. Aus dem Zelt dröhnten dumpfe, schwere Hammerschläge.

* * *

In der Dämmerung bewegte sich der Leichenzug langsam durch die Campagna. Voran trugen sie Surrina. Den ärmlichen Brettersarg bedeckten lange, beflitterte Teppiche; an jeder Seite schritten Vermummte mit brennenden Wachskerzen. Hinter dem Sarg ging Orest; ihm folgten Michele Falori und Alba.

Ettore Bardis Sarg verhüllte eine schmierige rote Decke. Einige hungrige Wolfshunde liefen hinterdrein und beschnupperten die Träger.

Auf Ebene und Gebirg senkte die einbrechende Nacht ihr düsteres Bahrtuch. Schwere Gewitterwolken hingen tief herab; über der Meeresküste erglomm der letzte Schein des Sonnenuntergangs. Es war ein langer, schmaler, glänzender Streifen.

Dem Leichenzug schlich von weitem eine kleine, in Felle gehüllte Gestalt nach. So oft die Träger ausruhend innehielten, duckte sie sich.

Als der Kondukt auf dem Kirchhof anlangte, war es völlig Nacht geworden. Es wetterleuchtete stark. Durch die Wolken brach der Mond. An dem Grabe — sie hatten für die Toten nur eines geschaufelt — wartete bereits der Priester. Es war der junge Kamaldolensermönch. Beide Särge wurden eingesegnet, darauf zuerst Surrinas Sarg hinabgesenkt.

Da fühlte der Priester sein Gewand berührt; er gewahrte Orest, der demütig vor ihm stand.

„Was willst Du, mein Sohn?"

„Es dürfen nicht beide da hinein."

„Wie, Knabe? Dein Vater und Deine Mutter sollen nicht ein Grab haben?“

„Ettore Bardi war nicht mein Vater,“ rief der Jüngling leidenschaftlich ausbrechend.

„Im Tode ist Frieden und im Tod ist Versöhnung. Du solltest an diesem Grabe versöhnt sein.“

„Meine Mutter würde im Grabe mit Ettore Bardi zusammen keinen Frieden finden. Laßt meine Mutter allein sein!“

Der Priester blickte traurig auf den Jüngling. Liebe zu verkünden, war sein Amt, und das Volk, dem er Gott in dieser seligen Empfindung offenbaren sollte, zog in seinen Kindern den Haß auf.

Noch zauderte der Mönch, als zwei Gestalten sich dem Begräbnisplatz näherten. Der Prior des Kapuzinerklosters und Mariuccia!

Wäre die Mutter Gottes selber am Grabe erschienen, so hätte dieses Wunder Michele Falori und Alba nicht so erstaunlich gedünkt, wie die Erscheinung der sehr irdischen Gestalt Mariuccias, in schwarzem Festkleide, ein schwarzes Schleiertuch um den Kopf, mit dem letzten Rest ihres Atems und ihrer Kräfte.

Sie sank denn auch sofort auf den Erdhaufen nieder, drückte ihr mächtiges Taschentuch vor das Gesicht und begann krampfhaft zu schluchzen. Mann und Tochter standen ratlos neben ihr.

Unterdessen begrüßte der Kamaldolenser den Pater Superior; dieser erklärte, weshalb er gekommen:

„Ich reichte gestern dieser Verstorbenen das Sakrament, sie empfahl mir eindringlich ihren Sohn. Ist es dieser Jüngling?“

Der Priester bejahte. Mit einem großen erstaunten Blick sah Orest zu dem Manne hinüber, der vielleicht die letzten Worte seiner Mutter vernommen. Gern hätte er dem sonst scheu Gemiedenen die Hände geküßt, die seiner Mutter die letzte Wohlthat erwiesen.

Dann berichtete der Kamaldolensermönch dem Prior:

„Der Sohn will nicht, daß dieser Mann, von dem er behauptet, es sei nicht sein Vater, mit seiner Mutter zusammen begraben werde.“

Der Prior warf einen betroffenen Blick auf Orest: wußte der Jüngling noch mehr? Er stand in so edler Haltung am Grabe, als sei er sich vollkommen bewußt, wer sein Vater gewesen. — — Das würde man erfahren müssen. Mit lauter Stimme entschied er:

„So grabe man morgen für den Mann ein anderes Grab. Er machte ja wohl auch selbst seinem Leben ein Ende?“ Und zu dem Kamaldolenser gewendet: „Habt Ihr noch etwas an diesem Grabe zu sagen?“

Der Priester bejahte. Der ungewöhnliche Vorgang hatte ihn erschüttert. Er trat vor, die Totenbrüderschaft, ihre Kerzen empor haltend, umgab die Gruft. — — Verlassen und dunkel stand der Sarg des Briganten.

„Meine Worte, tote Mutter, seien Dir nachgerufen in die Ewigkeit. An Deinem Grabe klagt Dein Sohn. Den Schoß, der ihn geboren, senkten wir in den heiligen Schoß

der Erde hinab. Dein Sohn ist einsam. Ach, daß er sich jener anderen Mutter in die Arme würfe, daß diese ihn als Sohn umfingen, faßten und hielten. Du, tote Mutter, warst die Liebe; doch die Liebe stirbt nicht: für die Liebe giebt es auch kein Grab. Mit Dornen gekrönt, ward sie ans Kreuz geschlagen. Aber vom Kreuz hinweg, wandelt sie durch die Welten und ihren Fußtapfen entsprießen die Blüten des Glaubens. Selig, der da liebt! Selig, der da glaubt! Der Liebe und des Glaubens schönstes Kind ist die Vergebung. Vergebung aber ist Versöhnung. Du, tote Mutter, starbst versöhnt. Ach, daß ich allen Lebenden zurufen könnte: Versöhnt Euch! Ich rufe es diesem Sohne zu. Mag er die Stimme der Mutter hören, die Stimme der Liebe. Du aber, Dahingeschiedene — Mutter, bitte die Mutter, daß auf Erden keine Schuld gerächt werde. Wie Dir vergeben worden, wie Du vergeben hast, werde vergeben."

Und mit einer Geberde nach dem Sarge Ettore Bardis hin, wandte er sich zu Orest. Der stand da, unbeweglich in das Grab hineinstarrend. Der Priester winkte den Männern, die den Sarg des Banditen aufhoben und zu dem seines Weibes hinabsenkten. Der Mönch fuhr in Begeisterung fort:

„Versöhnung! Ich stehe an einem offenen Grabe und rufe: Versöhnung! Es schallt zu Euch hinab, Ihr Toten. Hört es, Ihr Lebenden! Wenn diese hier auferstehen werden, wird der Ruf mit Posaunenton alle Himmel durchdröhnen: Versöhnung! Auf dem Strahlenthron sitzt der milde Richter und die Massen drängen empor zu ihm, den Urteilsspruch

zu hören, und der Urteilsspruch heißt: Versöhnung, Versöhnung!

Versöhnung! Ich stehe vor dem Grabe eines Mörders und rufe: Versöhnung! Einstmals, Ettore Bardi, wird eine andere Stimme über Dir sprechen: Versöhnung! In Deiner Seligkeit wird dann Deine Strafe sein, daß Du erst nach dem Tode die Liebe Gottes gefunden. Ach, daß keiner von denen, die dieses Grab umstehen, zu spät ausgehe, die Liebe zu suchen. Sie lebe in unser aller Herzen. Amen."

Tiefe Stille folgte auf diese Rede, bis die gerührte Mariuccia von neuem mächtig zu schluchzen begann. Auf des Priors Lippen lag ein böses Lächeln; er hatte gehört, was einem Priester schlecht bekommen konnte. Doch er war um eines anderen Zweckes willen zu diesem Begräbnis gekommen, als um die ketzerischen Gesinnungen eines Kamaldolensermönchs kennen zu lernen. Während der Predigt hatte er Orest beobachtet und diesen leidenschaftlich erschüttert gesehen. Das war gut, das war recht gut.

Da das Grab erst am anderen Morgen zugeschüttet werden sollte, so begaben sich die Vermummten hinweg. Grade wollte der junge Mönch Orest die Gastfreundschaft seines Klosters anbieten, als Michele Falori zu dem Jüngling trat und ihn mit heiserer Stimme aufforderte, mit nach Tusculana zu kommen. Auch Mariuccia schleppte sich zu Orest hin: in wirrer, keuchender Rede berichtete sie: Surrina sei zu ihr gekommen und habe sie gebeten, gut gegen ihren Sohn zu sein; und sie habe ihr das auch gelobt.

Orest sah nicht auf. Er wußte, daß Alba zu ihm hinübersah. Allein der Prior bestimmte:

„Er geht mit mir. Seine Mutter trug mir etwas für ihn auf; morgen mag er sich dann entscheiden.“

Durch den Namen seiner Mutter in diesem Munde willenlos gemacht, folgte der Jüngling dem Prior.

Frau Mariuccia brach in Thränen aus.

„Versöhnung hat er gepredigt, ja, und Liebe. Heilige Mutter Gottes! Michele Falori, Du hast mich nie geschlagen, wie Ettore Bardi die arme Surrina geschlagen hat. O Du mein Heiland! Du hättest mich lieber auch schlagen sollen. Auf meinem Stuhl bin ich gesessen und habe an nichts gedacht, an gar nichts, bis die arme Surrina gekommen ist und gesagt hat, sie wolle auf ihrem Sterbelager an mich denken und mir danken. Heilige Jungfrau! Michele Falori, Du wirst mir in Deiner Todesstunde gewiß nicht danken. — — Versöhnung und Liebe hat er gepredigt! Und auf meinem Stuhl bin ich gesessen, an gar nichts hab' ich gedacht, bis die arme Surrina gekommen ist und gesagt hat: ich würde ja wohl wissen, wie es einer Mutter ums Herz sei. Und wie sie so blaß und krank dastand und mich immer wieder bat, gut gegen ihren Sohn zu sein — O Gott! O Gott! Bis dahin ist mir nie eingefallen, zu denken, ob ich gegen mein eigen Kind eine gute Mutter gewesen. — — Versöhnung und Liebe hat er gepredigt. Ihr müßt mir beide vergeben. Vergebt mir!“

Sie sank auf die Schollen nieder, griff nach ihres Mannes Hand und küßte sie. Dann fiel sie ihrer Tochter

um den Hals und drückte sie unter Thränen an ihre Brust, als wäre sie ihr erst heute geboren worden.

Dann ward es um das offene Grab einsam und still. Über den Kirchhof flimmerten die Mondesstrahlen. Sie huschten an den düstern Cypressen herab, die hellen Mauern entlang, gaukelten von Leichenstein zu Leichenstein, von Kreuz zu Kreuz, bis sie an das offene Grab kamen. Dort glitten sie hinein und umhüllten es mit Glanz.

XV.

Früh am Morgen sandte der Pater Superior nach Orest; der stand bereits im Vorgemach und wartete. Ein dienender Bruder führte ihn zum Prior, welcher in einem hochlehnigen Sessel saß und seine Morgenandacht murmelte; um den Eintretenden kümmerte er sich nicht.

Der Sohn der Volskerin kam sich in dem Kloster wie in einem Grabe vor. Seine Mutter hatte es in dem ihren besser, denn sie war wirklich tot. Er aber lebte, wenn er es auch kaum fühlte. In den engen Gängen, den vergitterten Zellen, in der dämmrigen Kirche konnten Menschen doch unmöglich *leben*. Sie gingen leise, fast auf den Zehen, sie sprachen leise, fast flüsternd. Kein lauter Ton, keine lebhafte Bewegung durften verraten, daß in den Kutten Leiber steckten. Von den trüben Wänden schauten blasse Heiligenbilder herunter, Märtyrer zeigten ihre blutigen Wunden, in jeder Zelle starb Christus am Kreuz.

Durch das Fenster konnte Orest in den Klosterhof blicken. Die Sonne schien hell in das Gärtlein, das die Säulengänge

einfaßten. Mandel- und Citronenbäume, Granaten, Feigen und japanische Mispeln, sowie ein bunter Wirrwarr von Blumen führten hier ein üppiges Sommerleben. In den Gängen wandelten die Brüder, in erbauliche Betrachtungen versunken. Es war sehr friedlich.

Drüben, höher auf dem Berg, lag Tusculana, und in Tusculana wohnte Alba. Wer im Kloster lebte, befand sich immer in ihrer Nähe, konnte sie täglich sehen. Alba sehen zu können — wie schön mußte das sein!

Der Prior legte das Brevier fort und winkte Orest, näher zu treten.

„Wie geht Dir's, mein Sohn?"

„Nicht schlecht."

„Deine Mutter war eine fromme Frau. Sie hat mir gebeichtet; das wirst Du auch thun müssen. Nach einem solchen Unglück muß sich der Mensch dem Himmel zuwenden."

„Meine Mutter hat Euch etwas für mich aufgetragen, Vater. War's etwa, daß ich geistlich werden soll?"

Der Pater Superior überlegte: das war seltsam! Das mußte benutzt werden.

Nach einer Pause, während welcher Orest in atemloser Erwartung dastand, erhielt er zur Antwort:

„Es war gewiß Deiner Mutter großer Wunsch, ihren lieben Sohn in der Kirche zu wissen."

„Also Euch hat sie's auch gesagt!" stammelte Orest.

Es war ein Ausruf — ein sehr schmerzlicher — und keine Frage; so brauchte der Prior auch nichts darauf zu erwidern. Seine Bemerkung: daß ein guter Sohn den letzten

Wunsch seiner Mutter zu erfüllen habe, war ganz im allgemeinen gehalten.

Nun war Orest ein guter Sohn. Trotzdem hatte er noch einige Fragen zu stellen. Er that es mit stockender Stimme:

„Ich bitte Euch, Vater, sagt mir: wer Mönch wird, muß der auch töten?“

„Töten? Mein Sohn, wie meinst Du das?“

„Nun, Ihr wißt ja: Blut räche mit Blut.“

„Was ist das für ein schrecklicher Spruch?“

„Bei uns im Volskerlande heißt's so. Meine Mutter hat mir ihn auch gesagt.“

„Deine Mutter?“

„Ja, Vater.“

„Deiner Mutter größter Wunsch war's ja wohl, daß Du geistlich werden solltest. Wenn Deine gute Mutter das gewünscht hat, kann sie nicht gewollt haben, daß Du Michele Falori tötest.“

Orest starrte den Sprechenden entsetzt an.

„Hat sie Euch das auch gesagt, Vater?“

„Du hörst, ich weiß es.“

„Wenn ich Mönch werde, brauche ich also Michele Falori nicht zu töten?“

„Gewiß nicht. Wenn Du Mönch wirst, darfst Du es gar nicht. Es wäre übrigens auch so eine große Sünde.“

„Und meine Mutter wollte, daß ich Mönch werden sollte.“

„Da siehst Du's.“

„Aber warum hat sie mir dann den Spruch gesagt?“

„Je nun, im Volskerland heißt's eben so. Aber es ist sündhaft. Der Christ soll auch seinen Feind lieben."

„Ich werde Michele Falori niemals lieben," brach Orest aus. „Wenn er nur nicht Albas Vater wäre!"

„Du kannst doch nicht Albas Vater töten!"

„Sie liebt ihn sehr. Sie würde sterben," murmelte der unglückliche Jüngling. „Und meine Mutter hat's ja auch gewollt. So werd' ich denn wohl Mönch werden müssen."

„Du bist noch sehr jung; ich werde jedoch sorgen, daß Deine große Jugend kein Hindernis bildet. Dein Eifer ist groß."

„Ihr seid sehr gut gegen mich, Vater. Also ich darf bleiben?"

„In diesem Kloster? — — Wohl! Ich werde Dich in den Kapuzinerorden aufnehmen lassen. Du wirst Laienbruder sein, nicht so lang, als es sonst Brauch ist, in Anbetracht Deines großen Eifers nämlich. — — Ja, mein Sohn, Deine Mutter wird sich über Dich freuen; Du kannst fleißig für sie beten, das wird ihre arme Seele aus dem Fegefeuer erlösen. Messen lassen wir gleichfalls lesen."

„Ich muß auch zwei rote Kerzen haben und für die Mutter Gottes einen gelben Lilienkranz."

„Die sollst Du bekommen, mein Sohn."

„Dann ist's gut. Ich dank' Euch auch, Vater."

„Und für Deinen Vater?" forschte der Prior. „Willst Du nicht auch für Ettore Bardi Messen lesen lassen? Seiner armen Seele thut's not."

„Ettore Bardi ist nicht mein Vater."

„Wer ist denn Dein Vater?"

„Hat es Euch meine Mutter nicht gesagt?"

„Deine Mutter hat es mir nicht gesagt."

„Michele Falori weiß es; er hat meinen Vater getötet."

„Das sollst Du mir später in der Beichte sagen. — Du wirst ihn nach Deines Vaters Namen fragen wollen?"

„Ich frage ihn nach nichts — — mein Vater ist ja auch schon lange tot."

„Es war Gottes Wille. — — Hast Du sonst noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn?"

„Ja, Vater!"

„Was ist es?"

„Ich möchte Michele Falori nicht eher wieder sehen, als bis ich Mönch geworden bin. Ihr müßt mich bis dahin fortschicken; denn Ihr wißt ja: nur wenn ich Mönch bin, darf ich's nicht thun."

„Du sollst noch heute fortgehen — ins Gariglianothal."

„Ihr seid sehr gut gegen mich, Vater," wiederholte Orest und küßte dem Prior die Hand. Dieser segnete ihn. Dann ward Orest einem Bruder übergeben.

Der Prior schaute dem Fortgehenden nach: er, der Sohn dieses französischen Prinzen, mit dessen üppigem Blut in den Adern, ein Mönch! — Aber in des Priors Herz schlich sich bei dieser Betrachtung keine menschliche Empfindung. Nein, kein Mitleid mit dem jungen Leib, über den eine Mönchskutte geworfen werden, kein Mitleid mit der jungen Seele, die auf so schreckliche Art umkommen sollte.

* * *

Abends auf seinem Spaziergang begegnete der Priester Michele Falori, der sein Pferd anhielt und ehrfurchtsvoll grüßte.

„Guten Abend, Michele Falori. Ihr wollt mich gewiß nach dem Sohn der Surrina fragen?"

„Das wollt' ich, ehrwürdiger Vater."

„Er ist nicht mehr hier."

„Da wird meine Frau jammern. Sie wollte schon heute morgen nach dem Knaben schicken."

„Michele Falori, Orest ist kein Knabe mehr."

„Nein, er ist groß geworden."

„Ihr wolltet ihn wohl auf der Tenuta anstellen?"

„Ich hätt's ihm angeboten."

„Er würde es schwerlich angenommen haben."

„Meint Ihr, ehrwürdiger Vater?"

„Ja. — — Hört, Ihr kanntet ja wohl seinen Vater?"

„Ettore Bardi?"

„Seinen Vater!"

„Ja, ich kannte ihn."

„Hm, wenn einmal der Prinz, Euer Herr, kommen sollte, werdet Ihr ihm wohl nicht von dem Sohn der Surrina erzählen?"

„Das könnte vielleicht doch sein."

„Ihr seid gewiß lange nicht beichten gegangen, Michele Falori, Ihr solltet einmal beichten gehen. Das Heil Eurer Seele — —"

„Laßt mich doch selbst für das Heil meiner Seele sorgen, ehrwürdiger Vater!"

„Wie Ihr wollt. — — Noch eines: Orest besteht darauf, Mönch zu werden; er meint, es sei der letzte Wunsch seiner Mutter gewesen."

„Ich kann ihm sagen, daß es nicht der letzte Wunsch seiner Mutter war."

„Könnt Ihr das? Ihr werdet es ihm aber nicht sagen."

„Warum nicht, ehrwürdiger Vater?"

„Ich denk' es mir. Übrigens würde ihn das nicht von seinem Entschluß abbringen."

„In dem Ihr ihn bestärktet?"

In dem ich ihn bestärkte. — — Ein Mönch darf nicht hassen, auch nicht rächen. Laßt daher den Knaben Mönch werden. Es ist gewiß so das Beste. — Wie geht es Eurer Alba, Michele Falori?"

„Ich dank' Euch, nicht schlecht. — — Ja, es wird gewiß so am besten sein."

„Ich sagte Euch das gleich. Gute Nacht, Michele Falori."

„Gute Nacht, ehrwürdiger Vater."

Und der Verwalter sprengte davon. Erst spät in der Nacht kam er nach Hause. Ihm war eingefallen, daß er ins Molarathal hinab mußte, um für Orest Ersatz anzuordnen. Michele Falori hätte sein halbes Gut darum gegeben, wenn ihm der Jüngling auf seinem braunen Renner wie sonst entgegengetrabt wäre.

* * *

Orest stand an dem zugeworfenen Grabe. Ein großer Kranz gelber Lilien lag darauf; der war von Alba. Der Jüngling dachte an den vergangenen Tag zurück, wie an

vergangenes Glück. Freilich war seine Mutter schon tot gewesen, aber doch noch nicht begraben. Gestern wußte er auch noch nicht, daß er Mönch werden sollte.

Er konnte es sich eigentlich nicht vorstellen. Ein Mönch ist ein ehrwürdiger Mann, dem alle Ehrerbietung bezeigen, dem sie die Hand küssen, von dem sie sich segnen lassen. Das Haus des Mönches ist das Kloster und die Kirche. Ein Mönch teilt Almosen aus, speist die Hungernden, labt die Verschmachtenden, tröstet die Trauernden. Wie sollte er das alles vollbringen, er, Orest von Carpineto, der Sohn der Volskerin, der zwar einen jungen Adler aus dem Horst rauben, die steilsten Felsen erklimmen, den wildesten Buschwald durchdringen konnte — aber sich schlecht aufs Kniebeugen verstand, der mit der Büchse besser Bescheid wußte, als mit dem Agnus, Räuberlieder genug kannte — Bußgesänge dagegen sehr wenige, der in den Felsenbergen ein junger König war, in der Zelle aber ein armer Sünder, noch dazu ein Sünder, der nicht einmal recht wußte, worin seine große Sündhaftigkeit eigentlich bestand. Aber es war seiner Mutter größter Wunsch gewesen. Vielleicht war es nur das Heilige, was ihm solche Scheu einflößte und daß ein Mönch allein die Mutter Gottes lieben durfte. Er jedoch liebte seine Mutter, ach, und Alba!

Beim Abschied vom Prior hatte er diesem seine Schlechtigkeit bekannt: daß er gewiß nie und nimmer allein die heilige Jungfrau werde lieben können. Der Prior versicherte ihm indessen: wenn er nur erst Mönch geworden, werde die schon dafür sorgen, daß er nur sie liebe. Da

überkam ihn eine namenlose Traurigkeit. So würde er dann also aufhören, seine Mutter und Alba zu lieben? War denn das möglich? Die Mutter Gottes würde es machen, die konnte alles; doch daß sie ihm seine Liebe zu seiner Mutter und zu Alba nehmen wollte, war nicht recht von ihr.

An ihrem Grabe sagte er es der Mutter: er ginge fort und würde Mönch. Bei all seiner Traurigkeit kam es wie Glück über ihn, als er daran dachte, welche Freude sie jetzt haben würde. Das sollte ihrer armen Seele wohlthun!

Von Alba wollte er nicht Abschied nehmen. Die gute Mariuccia von ihm zu grüßen, hatte er den Prior gebeten.

An der Villa Falconieri und dem Kloster der Kamaldolenser vorbei, stieg er nach Tusculum hinauf. Um nicht in die Nähe des Ortes zu kommen, wo das Kreuz stand, machte er einen weiten Umweg. Wenn er, wie sonst, hätte hingehen können! — — Wie er gelaufen wäre!

*
* *

Auf Tusculum weidete Romulus die Herde. Als er Orest über die Felsen dahersteigen sah, verkroch er sich; denn er meinte nicht anders, als daß er von dem Sohne Ettore Bardis tot geschlagen werden sollte. Der jedoch kümmerte sich nicht um den Hirten. Er sah ihn auf einem Felsblock kauern, grade wie an jenem Abend, wo er mit seiner Mutter dort die Straße heraufgestiegen kam. Am Wege mußten noch die Blumen blühen, die damals geknospet hatten. Aber

seine Mutter war tot. Er spähte hinüber, ob sie vielleicht nicht doch heraufgestiegen käme; er wartete auf sie — —

Romulus war vom Felsblock verschwunden und seine Mutter kam nicht. Sich die Thränen aus den Augen wischend, wendete er sich ab.

Auf dem Bergrücken entlang kletternd, umging er das Molarathal, wo er diesen Sommer auf seinem Rößlein in glückseliger Freiheit sein junges Leben als Lust ohne Ende gefühlt hatte.

Als er traurig hinabblickte, sah er einen Adler kreisen. Orest stieß einen gellenden Lockruf aus und sofort flog das Tier auf ihn zu. Es war Ariundar.

Ihm klagte der Jüngling sein Leid.

„Ariundar, mein Vogel, ach, wie schwebst Du so stolz und so frei. Glücklicher Ariundar!

Meine Mutter ist tot und ich bin allein. Mönch soll ich werden! Sie ziehen mir eine Kutte an und mit der Freiheit ist's vorbei. Ariundar, Dich tragen Deine Schwingen über Bergesgipfel. Du bist frei. Glücklicher Ariundar!

Alba sitzt beim Kreuz, wo ihr Vater meinen Vater erschossen hat. Sie denkt an mich und wartet auf mich, aber Orest kommt nicht, nicht heute, nicht morgen — niemals." Glücklicher Ariundar!

XVI.

Als es Abend ward, sah sich Orest nach einer Unterkunft um. Die Gegend fing an, ihm fremd zu werden. In der Ferne lag das Gehöft einer Tenuta und einige Hütten erhoben sich einsam mitten in der Öde. Er stieß auf eine verlassene Capanna, lockte Ariundar, teilte mit ihm sein Brot, warf sich auf den Boden, sprach sein Gebet, murmelte: Mutter! — Alba! schlief sofort ein. Bei Sonnenaufgang war er bereits wieder unterwegs.

Am Mittag lag Palestrina vor ihm, dann kam er nach Genazzano. Hier meldete er sich im Kapuzinerkloster, an dessen Prior er von dem Pater Superior einen Brief abzugeben hatte. Ein Bruder führte ihn in die Fremdenherberge, wo man ihm zu essen gab. Danach wurde er angewiesen, vor dem wunderthätigen Marienbild in Santa Maria sein Gebet zu verrichten. Die berühmte Wallfahrtskirche lag mitten in der Stadt, unweit der Burg der Colonna.

Er begab sich in die Kirche.

Albaniensische Christen von Scutari, die ihren Feinden, den Türken, entfliehen wollten, hatten die Mutter Gottes angefleht, sie glücklich aus dem Lande zu führen. Da senkte sich eine Wolke auf das göttliche Bild herab, dasselbe ganz einhüllend. Die Wolke zog den Flüchtigen voraus über Land und Meer bis nach Italien. In Genazzano ließ sie sich nieder und das Bild der Himmelskönigin erschien daselbst, von Glorie umstrahlt.

Orest betete vor dem göttlichen Bildnis: „Heilige Jungfrau, liebe Gottesmutter — — Meine Mutter ist tot. Sie war so gut wie Du und hat mich lieb gehabt. Nur Dich soll ich lieb haben. Ach, heilige Himmelskönigin: im Gariglianothal soll ich Dir eine Kapelle bauen. Ich thu's gern. Der Pater Superior will Dein Bild hinein stellen. Das bekommt dann den goldnen Lilienkranz von meiner Mutter. Sei also ja gut gegen sie! Ich will Dein treuer Diener sein, aber laß mich Alba lieb behalten; denn es ist gewiß keine Sünde. Und sei nicht böse, daß ich Michele Falori nicht totschieße, der doch meinen Vater getötet hat. Gnadenreiche Gottesmutter, erbarme Dich meiner."

Darauf entbot der Prior ihn zu sich, belobte seinen frommen Eifer und gab ihm nach dem Gariglianothal einen Bruder Kapuziner mit.

* * *

Der Bruder Crispinus war der Zimmermann des Klosters; unter seiner Leitung sollte Orest die Kapelle erbauen. Das war das Werk, das der kluge Superior dem jungen Volsker als Probearbeit bestimmt hatte.

Am nächsten Morgen verließen Orest und Bruder Crispinus Genazzano; ihnen folgte ein Knabe mit einem Maultier, das mit Zimmermannsgerätschaften und Lebensmitteln beladen war. Auch eine Angel hatte der Bruder vorsorglich mitgenommen: im Garigliano gab es die köstlichsten Lachsforellen.

Bruder Crispinus war übrigens ein sonderbarer Bruder. Seine lange, mächtige Gestalt steckte in der groben Kutte, als wolle sie nach allen Seiten daraus hinausfahren, als wisse er gar nicht, wie er seine riesigen, ungelenken Gliedmassen darin unterbringen solle. Und doch trug Bruder Crispinus schon über zwanzig Jahre die Kapuze! Er war ein Fünfziger mit ergrauendem Bart, der ihm wild das hagere, braune Gesicht umwirrte. Auch sein Haupthaar ließ er, ganz gegen die Ordensregel, wachsen, so lang es wachsen wollte. Seine Kutte war vielfach und nicht grade sehr künstlich geflickt, die Sandalen zerrissen. Schwer stützte er sich auf einen gewaltigen Knotenstock. Zuweilen brummte er mit tiefer, dröhnender Stimme Unverständliches in den Bart.

Ins Kloster war er auf folgende Weise gekommen:

. . . Weil er am Tag des heiligen Joseph geboren, ward er Joseph getauft, und weil er Joseph hieß, mußte er Zimmermann werden. Zugleich war er Sargmacher; denn sonst gab es in dem aus Steinblöcken aufgetürmten Olevano nicht viel zu zimmern. In ganz Latium hobelte keiner so lustig den Toten ihre letzte Wohnung, als der Giuseppe Carucci von Olevano. Und die lustigste, braunste, hübscheste Stickerin von Olevano war sein Weib. Sie hieß Marietta.

Eine Zeit lang lebten die beiden in aller Friedfertigkeit

und Lustigkeit. Sie hatten einen Buben, der so lustig war, wie Vater und Mutter zusammengenommen. Da gab's denn in dem kleinen Zimmermannshause zu Olevano das ganze Jahr hindurch fröhliche Zeit. Vergnügt zimmerte Sor Giuseppe, was ihm sein guter Namensheiliger zu zimmern schickte, und ebenso vergnügt stickte Sora Marietta, was ihr die gute Himmelsmutter zu sticken zukommen ließ. Starben des Sommers in Olevano recht viele Leute, so bedankte sich der Sargmacher geziementlich bei seinem Heiligen für das gute Jahr, und sein hübsches, braunes, lustiges Weibchen hatte auch ihre Freude daran. Denn zu keiner anderen Zeit wurden der heiligen Jungfrau so viele Tücher und Schleier oder wohl gar Altardecken gestiftet, wie in den Fiebermonaten. Das gute Jahr galt also beiden.

Aber was das Weibchen für eine Stickerin war! Mit seinem zierlichsten und lieblichsten Sarg war Sor Giuseppe ein Pfuscher dagegen, ein Stümper! Aus bunten Seidenfäden, — oft waren es gar goldene und silberne! — malte die Frau nicht nur die wunderschönsten Blumen, sogar die Gesichter der guten Heiligen konterfeite sie ab, ihre ehrwürdigen Gestalten. Einmal stickte sie die ganze heilige Familie, wie diese nach Ägypten zog, und das Eselein, das die Muttergottes trug, war leibhaftig das gute Maultier, die Cecca. Es war eine wahre Pracht! Ganz Olevano kam gelaufen und staunte das Wunderwerk an. Ein Engländer hatte es bestellt und zahlte mehr dafür, als der gute Giuseppe an fünf Dutzend Särgen gewann. Der war stolz! Und der war verliebt!

Und was für ein übermütiges Weibchen es war! Den ganzen Tag trillerte sie und steckte voller Schelmereien, die ihr alle aus den braunen Augen herausguckten. Sie hatte die tollsten Einfälle. So behauptete sie, daß der von ihr gestickte heilige Joseph ganz ihrem guten Giuseppe gliche, und der himmlischen Jungfrau hatte sie gar ihr eigenes rotes Gewand und ihr buntes Mieder angezogen. Und Possen trieb sie! Ihr Bube war ihre Puppe und ihre Puppe war ihr guter Mann. Mit beiden spielte sie! Sich selbst putzte sie mit Schleiern und Tüchern auf und war dann eine Frau Prinzessin. Und was für verliebte Lieder sie wußte! Den guten Guiseppe überlief's kalt und heiß bei seiner Arbeit, wenn er sie singen hörte; denn die verliebten Lieder galten ihm: war er doch ihr Mann.

Der kleine Agostino war seiner Eltern ächtes Kind. Vergnügt lief er zwischen der Hobelbank des Vaters und dem Stickrahmen der Mutter hin und her. Dort lachte er über die lustigen, weißen Hobelspäne, hier über die lustigen bunten Fäden. Hinüber und herüber schallten die Ritornelle und Rispetti, die auf Giuseppes und Mariettens fröhlichen Lippen gar nicht wehmütig klingen wollten, was doch eigentlich jedes ächte Ritornell soll. Waren dann des Abends die drei Lustigen beisammen, ging das Vergnügen erst recht an. Kurz, jede Stunde wurden Mann, Weib und Kind ihres Lebens froh; und keines von ihnen dachte daran, daß es anders werden könnte.

Doch es kam anders. Olevano gehörte den Orsini und manchmal zur Herbstzeit trieb sich dieser und jener von

dem stolzen Herrengeschlecht im Städtchen umher. Da hielt eines Abends ein Orsini sein Pferd vor des Zimmermanns Hausthüre an. Des Zimmermanns hübsche Frau saß gerade stickend davor und dankte dem höflichen Gruß des Herrn und das durchaus nicht verlegen ob solcher Gnade und Huld. Im Gegenteil: als der artige Herr zu plaudern und zu scherzen begann, lachte sie, daß zwischen den roten Lippen alle ihre weißen Zähne hervorblinkten. Giuseppe hobelte gerade die Bretter zu einem Sarg, darin des andern Tages ein armes Weib begraben werden sollte, das auch einmal allzu huldreich von einem der Orsini gegrüßt worden war. Da warf der Mann sein Werkzeug fort und trat heraus, um den Herrn, der vor seinem Hause hielt, nach seinem Begehr zu fragen. Vielleicht wollte der Herr einen Sarg bei ihm bestellen? Nein, der Herr bedurfte keines Sarges, der Herr wollte nur sein hübsches Weib grüßen.

Diesen Abend war Marietta lustiger denn je, Giuseppe jedoch — es geschah vielleicht zum erstenmal in seinem Leben — war schwermütig. Des Mannes finsteres Gesicht that aber der Lust des kleinen Weibchens durchaus keinen Abbruch. Sie trieb ihre zierlichen Possen, sang Schelmenlieder, warf sich ein Stück roten Seidenzeuges um, daraus eine Altardecke gemacht werden sollte, und war wieder einmal in Glanz und Pracht, „Frau Prinzessin.“ Als aber auch der kleine Schelm von Agostino als „Prinzchen“ herausgeputzt werden sollte, stand Meister Giuseppe plötzlich auf, riß den Knaben von der Mutter fort und ging mit dem Weinenden schweigend hinaus. Marietta lachte laut auf.

Am anderen Tage wiederholte sich der höfliche Gruß des Herrn; und als bei dieser Gelegenheit der Orsini persönlich die Bestellung einer Altardecke machte, mit lauter ächten Gold- und Silberfäden gestickt, da wußte Giuseppe, daß es Zeit sei. Er zog sein treues Maultier aus dem Stalle, belud es mit allerlei Gerät, setzte sein Weib darauf, nahm den Knaben bei der Hand und verließ Olevano, ehe der Tag anbrach. Es war keine fröhliche Wanderschaft. Marietta saß wie eine gekränkte Fürstin auf dem langsam schreitenden Tier. Ihr scharlachrotes Kleid leuchtete durch den Wald und auf dem Kopfe trug sie über all dem Linnen, das ihn bedeckte, die buntgestreifte Mantucella. Es war aber nicht der schweren Tracht wegen, daß sie ihren Kopf immerfort tief geneigt hielt. Schweigend leitete Giuseppe das Maultier, der kleine Agostino lief fröhlich voraus, pflückte süße Beeren und schöne Blumen. Die Beeren aß er, die Blumen brachte er der Mutter; aber Marietta warf sie fort.

Am Abend gelangten sie an das Ende eines wilden, waldigen Felsenthals. Hier ward Halt gemacht und das Maultier abgeladen, am nächsten Tage aber eine Hütte gebaut, darin sie sich häuslich einrichteten. Sofort begann Giuseppe die Arbeit. Er fällte Bäume und baute eine Kapelle, Marietta aber mußte aus allen ihren Gold- und Silberfäden eine Decke sticken.

Als die Kapelle aufgerichtet war und die Decke fertig auf dem Altar lag, wurde wieder heimgezogen, wo jetzt kein Orsini mehr die hübschen Weiber seiner Vasallen allzu huldreich grüßte. Gerade wollte man im Hause des Zimmermanns

wieder anfangen lustig zu werden, als Marietta, die sich in der Wildnis das Fieber geholt, schwer erkrankte und starb, nachdem sie ihrem Manne für die Flucht nach dem Saccothal inbrünstig gedankt hatte.

Giuseppe zimmerte seiner Frau die letzte Ruhestatt, legte sie hinein und ließ sie begraben. Da bekam auch sein Sohn das Fieber und er selbst. Am dritten Tage war der kleine Agostino tot. Der Vater raffte sich auf, um die Särge zu machen, den einen für den Knaben, den anderen für sich. Doch nur ein Sarg ward in die Erde gesenkt. Der Mann konnte nicht sterben; aber tot wollte er nun einmal sein. So ging er denn zurück ins Saccothal, baute neben der Kapelle eine Klause und lebte als Einsiedler in der Wildnis. Von Zeit zu Zeit begab er sich in die Klöster der Umgegend, wo er nach den verschiedenen Längenmaßen auf Vorrat den Mönchen ihre Särge anfertigte. Nach wie vor flogen bei der Arbeit die Hobelspäne lustig umher; aber ein lustiger Zimmermann ward Giuseppe nie wieder.

Er hieß ja auch nicht Giuseppe mehr.

* * *

Schweigend schritten Orest und sein Gefährte neben einander her. Der Knabe mit dem Maultier war weit voraus und verkürzte sich den Weg mit Singen. Der Pfad führte steil bergauf und bergab; durch Vignen und Oliveten, düstere Hohlwege und waldige Schluchten. Bald umgab sie die Wildnis.

Bruder Crispinus war mächtig ausgeschritten, kaum daß Orest mit dem riesigen Manne Schritt zu halten vermochte.

Dieser brummte immerfort ingrimmig vor sich hin, seinem Begleiter fürchterliche Blicke zuwerfend. Auf einmal schrie der Mönch ihn an:

„He, Du! Wer bist denn Du eigentlich?"

Orest sagte es ihm. Bruder Crispinus murrte:

„Seit wann werden die Volsker Betbrüder — He? Und gar solch ein Bürschlein," schloß er höchlichst entrüstet.

„Ihr seid ja auch einer," erwiderte Orest trotzig.

„So, bin ich auch einer? Was schert's Dich?" schnaubte der Würdige.

„Mich schert's freilich nichts. Aber hört, Bruder: Wenn's Euch gut dünkt, so zu mir zu reden, so dünkt's doch mich nicht gut, so zu mir reden zu lassen," rief Orest aufwallend. „Ich finde den Weg ins Gariglianothal wohl allein."

„He, findet den Weg ins Gariglianothal wohl allein — Trumpft den Bruder Crispinus ab! — He!" höhnte der Bruder, seinen Baumstamm schwingend.

Plötzlich blieb er vor Orest stehen, packte ihn an der Brust, sah ihn ernsthaft an und schüttelte ihn möglichst sänftlich. Dann fragte er eindringlich:

„He, Bürschlein, steckt's denn in Dir?"

„Was soll in mir stecken? Gleich laßt mich los."

„Weiß nicht, ob's in ihm steckt, wie? Und will Mönch werden!" tadelte Bruder Crispinus von neuem sehr aufgebracht. „Du — Du Jüngelchen! He!"

„Ich sage Euch, Bruder, wenn wir zwei mit einander ins Gariglianothal gehen wollen, müßt Ihr anders reden, wenn nicht, so lebt wohl!" rief der Jüngling mit geröteter Stirne.

Der Mönch warf ihm einen schelen Blick zu und ging eine Weile stumm neben ihm her. Dann rief er mit neuem Gebrumm:

„Bau Du eine Kapelle. Aber bau Du auch gleich eine Klause daneben. In der Einsamkeit Einsiedel sein, ist besser, als im Kloster Mönch. Froh wird freilich keiner dabei, ist auch nicht nötig. Froh sein ist sündhaft. Mir gefällt's von Dir, daß Du nicht lustig bist. 's ist besser so. Denn was hilft's lustig zu sein? Man bleibt's doch nicht. — — 's ist eine wunderliche Welt — he! In der Einsamkeit merkt man freilich nichts davon. Die Welt sollte ganz einsam sein. He! bist Du einsam?"

„Meine Mutter ist tot," versetzte Orest mit zuckenden Lippen. Pater Crispinus schüttelte unzufrieden sein mächtiges Haupt.

„Eine tote Mutter ist nicht genug. Was willst Du in der Einsamkeit — he! Ja, wenn es in Dir steckte! Bau Du Kapelle und Klause, aber werde Du nicht Mönch. Denn solch eine Kutte — — Ja, 's ist eine sündige Welt. — — Was ich sagen wollte: Eh' Du für die Einsamkeit taugst, mußt Du ein Weib lieb gehabt haben. Solch eines, das immer lacht und scherzt und lustig ist, mit solchen braunen Augen — — Ja, sündhaft ist die Welt. Aber was versteht solch ein Bürschlein davon. He Du, laß mich zufrieden."

Und Bruder Crispinus lief wütend davon, seine Keule schwingend, als wolle er einen Haufen Feinde erschlagen.

Nach einer Weile wartete er am Wege. Wieder schritten

sie schweigend weiter und wieder begann der Bruder grimmig und grollend:

„Wenn es in Dir steckt, dann magst Du es immerhin thun. In mir steckte es nicht, obgleich ich ein ganz anderer Kerl war, als Du. Ich baute die Kapelle und sie stickte die Decke für den Altar — was für eine Decke! Sie war auch ein lustiges Weib. Und wie sie lachen konnte! Hätte sie weniger lustig lachen können, lebte sie heut' noch. — — Es thut nicht gut: das Lustigsein. Du gefällst mir. Aber zu jung bist Du doch dafür, viel zu jung! Solch ein Jüngelchen."

„Ach, Vater, ich muß ja."

„Je nun, wenn Du mußt — — Aber muß lieber nicht."

„Das hilft nun einmal nichts."

„Laß Dir wenigstens raten: werd' Einsiedel, aber nicht Mönch; denn solch eine Kutte — — Ich sag' Dir's ein andermal. In der Wildnis ist Gott. Im Kloster soll er auch sein, aber — — Was ich sagen wollt': zu jung bist Du eben doch dafür, viel zu jung."

Orest kam es auch so vor.

Sie erreichten das Waldthal. In tiefem Felsbett schäumte der Garigliano. Hohes Gebüsch und Röhricht überschattete den brausenden Wildbach. Die Dickichte durchwirrten Ranken, die hinanklommen und von droben wieder zur Tiefe zurückfielen. Gewaltig stiegen die Felsen auf, mit grauen Wänden das düstere Grün der Steineichen durchbrechend, die hier gleich einem Urwald die Schlucht bestanden. Epheu und Waldrebe umrankten ihre schwarzen, knorrigen Riesenstämme. Mühsam drangen die beiden Wanderer aufwärts, bis sie endlich die

Quelle des Garigliano erreichten. Hier sollte die Kapelle stehen, zu der die Tiere des Waldes hinziehen mochten. Der Fuß eines Menschen würde sich wohl selten bis hierher verirren.

„Ein besserer Platz für eine Klause ließe sich schwerlich finden," lobte Bruder Crispinus. „Wär' ich nicht Einsiedel im Saccothal, so würd' ich es hier werden. Heilige Jungfrau, was für eine Wildnis!"

Aus einer Grotte brach die Quelle hervor. Eiligst stürzte sich das junge Bächlein über die steilen Felsen hinab, drunten ein rundes Becken füllend, um das der Wald seine ganze Pracht gebreitet. Es glich einem Nymphäum.

Über der Grotte türmte es sich in cyklopischen Felsmassen auf. Sturm und Zeit hatten manche der mächtigen Eichen entwurzelt. Verdorrt lagen die Waldriesen am Boden, oft über die Schlucht natürliche Brücken bildend; oder sie lagen hinabgestürzt drunten in der Tiefe gleich schwarzen regungslosen Ungetümen, von Blumen umblüht, von den Wellen bespült.

Ehe das Maultier abgeladen wurde, band der Mönch aus langen trockenen Ästen ein Kreuz, das er mit blauer Waldrebe bekränzte und dann vor der Grotte aufpflanzte. Alle drei warfen sich vor dem heiligen Zeichen nieder.

Nachdem die Andacht verrichtet, bezeichnete Bruder Crispinus die Stämme, die zum Bau der Kirche gefällt werden sollten. Der Knabe aber kletterte in die Schlucht hinunter, wo er mitten in den Fluten sich auf einen Felsblock setzte und angelte.

Bald hatte er von den köstlichen Fischen ein Gericht gefangen, das selbst dem traurigen Orest vortrefflich schmeckte. Nach dem Mahle hatten sie, bevor die Nacht hereinbrach, grade noch Zeit, Moos zum Lager zusammenzuhäufen.

Am nächsten Morgen, bevor er wieder in sein Kloster zurückkehrte, sagte Bruder Crispinus dem jungen Baumeister Bescheid; den Knaben ließ er ihm zur Hilfe da.

„In zwei Wochen komm' ich wieder; sieh zu, wie Du's erträgst. Wenn es in Dir steckt, thut's vielleicht nichts, daß Du noch viel zu jung bist. Ja, die Einsamkeit! Froh macht sie nicht, aber gut ist sie doch und man kann dabei prächtig an seine Toten denken. Die sind auch einsam. Die Mutter Gottes sei mit Dir! Aber immer denke dran: eine tote Mutter ist noch lange nicht genug und viel zu jung bist Du doch, viel, viel zu jung — Solch ein Bürschlein!"

Damit ging er. Orest sah ihn in das Dunkel des Waldes tauchen und darin verschwinden. Die Gipfel rauschten und es rauschte der Wasserfall; sonst war alles rings umher lautlos.

XVII.

Orest lebte in der Einsamkeit. Wiederum war's ihm zuweilen, als sei er in der Welt der einzige Mensch. Von der Stelle aus, wo Bruder Crispinus das Kreuz aufgerichtet hatte, blickte er über die Wipfel hinweg weit ins Land hinaus, zu den fernen, blauen Bergen hin.

Nach des Tages Arbeit ruhte Orest an dem schönen Platze aus. Unter ihm drängte sich der Urwald, die Schlucht mit einer Flut graugrünen Laubes füllend, das der Abendwind wie Meereswellen bewegte, das Morgenrot in Purpur- und Goldgluten tauchte. Orest dachte an seine Mutter und an die Freude, die er dieser durch sein frommes Thun bereitete. Schrecklich war's ihm, daß er zuweilen auch Albas wie einer Gestorbenen gedenken mußte. Die Himmelsmutter schien sein Gebet, das er in Genazzano vor ihrem Bilde gethan, doch nicht erhören zu wollen.

Im übrigen gesundete die junge Seele in dem freien, kräftigen Leben der Wildnis schnell. Sie war des Kummers zu wenig gewöhnt, um ihn lange in sich tragen zu können.

Die Natur kann sich niemals als die große Wunderthäterin, die sie ist, verleugnen. Schon ihr Hauch heilt den Leidenden, der zu ihr kommt, wie ein Kranker zu seinem Arzt oder wie der Sohn zur Mutter. Aber auch denen, die in glücklicher Unbewußtheit sich ihr nahen, wird die Göttin stets Samariterin sein; denn grade diese sind die Söhne, die sie lieb hat.

An der schweren Arbeit prüfte Orest seine Kräfte: es waren die eines Mannes. Junge, schlanke Eichen wurden gefällt und zur Grotte geschleift. Hier hatte Bruder Crispinus die Umrisse des einfachen Baues gleich auf den Boden, der ihn tragen sollte, gezeichnet. Die Jünglinge gruben das Umzogene aus und begannen nach ursprünglicher Art des Pfahlbaues die Wände einzupflanzen. Manchmal saß Ariundar auf irgend einem der hohen Wipfel und schaute ehrbar dem frommen Werke zu.

Durch das Schweigen der Wildnis ertönten die Axt und die Ritornelle des Knaben, dem Orest Antwort zusang.

Sein Genosse in der Einsamkeit war ein gutmütiger, heiterer Geselle, der den Kopf voller Einfälle hatte und der zu allerlei Hantierungen geschickt war. Er verfertigte für ihre Höhlenwirtschaft aus Baumrinde und Binsen kunstvolle Gefäße und Geschirre, stellte Fallen auf, darin er Kaninchen und Hasen fing, und konstruierte eine Schleuder, mit der er manche fette Wildgans im Fluge erlegte. Den Forellen des Garigliano half kein Verstecken am felsigen Ufer. So war denn die Tafel der beiden mit Wildpret, Geflügel und Fisch schier königlich bestellt. Ein Abt hätte mitspeisen können.

Von einem Mönch aus Genazzano begleitet, kam nach ungefähr zwei Wochen Bruder Crispinus heraufgestiegen. Er brachte auf dem Maultier neue Vorräte und bereits einigen Schmuck für die Kapelle mit. Das Geschaffene ward besichtigt, gut befunden, sodann neue Arbeit erteilt und besprochen. Drei Tage blieben die Mönche droben. Während Bruder Crispinus an dem Bau zimmerte, stellte Orest seine Arbeit ein und verbrachte einen großen Teil des Tages mit dem Mönche. In der Wildnis ward die junge Seele vorbereitet, der Welt zu entsagen und das Kreuz auf sich zu nehmen.

Im Schatten einer mächtigen Platane saßen Laie und Geistlicher beisammen, dicht am Rande der Schlucht, aus welcher der Garigliano zu den geheimnisvollen Worten des Priesters dumpf donnerndes Rauschen emporbrausen ließ. Bruder Erasmus war ein ehrwürdiger Greis, dem der Bart silberhell bis auf den Gürtel herabfloß. Von seinen Lippen klang die strenge Lehre fast mild, von seinen Händen geleitet, glich die leidensvolle Wanderung nach Golgatha einem Wandeln durch sanfte Gefilde. Die Pforte des Klosters schmückte er voll kindlichen Glaubens mit Blüten der Hoffnung und das Grab alles Lebens schien ihm voller Glanz und Wonne zu sein.

* * *

Wohl Denen, die einfältigen Herzens sind!

Bruder Crispinus war ungewönlich ingrimmig bei seiner Arbeit; er mußte immer jener anderen Waldkapelle im Saccothale gedenken. Als er jenes Waldkirchlein baute, saß sein

Weib Marietta bei ihm und stickte die rote Altardecke. Und wie lustig das Bübchen beide umspielte! Daß man auch für lustige Leute Särge zimmern müsse, wollte dem Zimmermann noch immer nicht in den Kopf, und er hatte doch schon lang genug darüber nachgedacht.

Orest gab ihm gleichfalls zu simulieren. Der Jüngling ging umher wie ein Träumender und Bruder Erasmus war voll Lobes über ihn. Sollte es etwa doch in ihm stecken? Was sollte aus der Welt werden, wenn schon Knaben in die Einsamkeit gingen, Kapellen bauten und Einsiedel wurden?!

Bevor die beiden Mönche die Waldschlucht verließen, hatte Orest mit Bruder Crispinus eine kurze Unterredung. Der Klausner aus dem Saccothal zimmerte gerade für das Dach der Kapelle das Kreuz, als der Jüngling zu ihm trat.

„Ich möcht' Euch etwas fragen, Bruder."

„Frag, Du junger Einsiedel."

„Bruder, ich möchte gern wissen — —" Er stockte.

„Was Du thun sollst, wenn es nicht in Dir steckt — He, Bürschlein? Dich nicht in die Kutte stecken lassen."

Und er hörte auf zu hämmern.

„Das ist es nicht, Bruder."

„So, das ist es nicht. Nun, jeder muß das selbst wissen. Was willst Du sonst fragen?"

Und er schlug wieder auf das Holz los, ganz wild.

„Ich möcht' Euch fragen, Bruder, ob ich wirklich nur die Mutter Gottes lieb haben darf?"

„Wenn Du die Kutte trägst? He, meinst Du das, junger Klausner?"

Und die Arbeit in des wackeren Meisters Händen ruhte von neuem.

„Das mein' ich, Bruder."

„Das ist nun so eine Frage. Warum frägst Du mich? — He? Geh und frag den Bruder Erasmus, der wird's wissen."

Und er hämmerte von neuem zornig auf das Kreuz los.

„Ich bitt' Euch, Bruder, sagt Ihr mir's. Ihr müßt es doch wissen."

„He, ich müßt' es wissen! He, müßt' ich?"

„Ja, Bruder."

Und immer darauf losschlagend, daß Orest ihn kaum verstehen konnte, sagte Bruder Crispinus, was er davon wußte. Es war eben nicht viel.

„He, nur die Mutter Gottes lieb haben und etwa kein anderes Weib — läuft's da hinaus, junger Waldbruder? Sieh, solch ein Jüngelchen! Dacht' ich's doch gleich: in dem steckt's nicht! Will Mönch werden und frägt, ob er ein Weib lieb haben dürfe? — Nun, ich hab' mein Weib lieb. Und wenn ich dafür verdammt werden sollte, mag ich drum verdammt werden. Ja, das weiß ich."

„Und Ihr seid doch ein Mönch, Bruder!" rief Orest freudig erschrocken.

Bruder Crispinus hämmerte, daß die Splitter flogen.

„Und ich bin doch ein Mönch — he, Bürschchen! Will's glauben, daß ich ein Mönch bin? War kein Knabe mehr, als ich in die Einsamkeit ging, hatte mir schon drei Särge gezimmert. He, meint das Jüngelchen etwa, daß es nicht

in mir steckte? Will's dem Burschen nicht raten! Es steckte in mir, und deshalb hab' ich mich in die Kutte gesteckt. Und mein Weib ist tot" — —

„Ach, Bruder, Euer Weib ist tot," meinte Orest ganz enttäuscht.

„Über zwanzig Jahr bin ich schon Klausner im Saccothal droben; über zwanzig Jahre zimmere ich den Mönchen ihre Särge. Meiner steht längst in meiner Klause, auch schon über zwanzig Jahre. Hatte mich schon einmal hineingelegt, mußte aber wieder heraus. Schlafe alle Nächte drin, wenn ich droben bin, und einmal bleib' ich drin liegen."

Und er schlug einen Nagel ins Kreuz, als nagle er einen Sarg zu.

„Aber Bruder," stammelte Orest, „wenn nun Euer Weib nicht tot wäre, würdet Ihr's auch dann lieb haben?"

„Ob ich mein Weib auch dann lieb haben würde? — Das will ich meinen!"

Und er gab dem Nagel einen letzten Schlag; der jedoch war so mächtig, daß er das Holz sprengte. Zornig warf der Mönch die Splitter fort, Orest ging leuchtenden Auges davon.

Als die Mönche wieder ins Kloster zurückgekehrt waren, däuchte Orest die Einsamkeit ganz fröhlich; es mochte doch wohl nicht so schlimm sein, ein ehrwürdiger Mann zu werden.

* * *

Die Tage wurden jetzt schon um ein Bedeutendes kürzer, blieben jedoch immer gleich sonnig. Die Luft war kühl, aber um vieles heiterer. Orest konnte tief in die

Thäler des fernen Gebirges hineinschauen. Im Lande draußen ernteten sie jetzt in den Vignen, das war frohe Zeit.

Als die Wände der Kapelle fertig dastanden, war die Hauptarbeit gethan; Dach und Deckung gingen leichter von statten. Auch ein zierliches Glockentürmlein ward aufgesetzt und auf seiner Spitze ein Kreuzlein angeschlagen, das Orest zusammenzimmerte, denn Bruder Crispinus hatte an jenem Scheidetage kein zweites mehr gemacht. Den Altar bauten sie aus Felsstücken auf und verstopften die Fugen mit Moos. Von Zeit zu Zeit, immer von Bruder Erasmus begleitet, kam der Klausner ins Wildthal heraufgestiegen und beaufsichtigte den Fortschritt des Baues. Seit jener Unterredung mit Orest war er scheu gegen den Jüngling geworden und befand sich fortwährend in grimmigster Stimmung, in welcher die beiden jungen Gesellen dem Meister nichts recht machen konnten. Er habe in letzterer Zeit zu viele Särge gezimmert, vertraute Bruder Erasmus Orest an. In Genazzano und um Genazzano sei in allen Klöstern jeder Bruder mit seiner letzten Behausung versorgt. Um einstweilen Nutzen von den Truhen zu haben, wurden sie mit Weizen und getrockneten Feigen angefüllt und jetzt zur Lesezeit gar mit Trauben. In den Gärten und Vignen der Klöster könne man ganze Reihen offener Särge stehen sehen.

Die Kapelle war fertig und wartete darauf, Heiligenbild und Weihe zu erhalten, um in der Wildnis ein Tempel Gottes zu sein. Aber Bruder Crispinus hatte Orest tiefsinnig geboten:

„Die Klausnerei muß ebenfalls gleich gebaut werden.

Zu einer Kapelle gehört ein Mesner. Du mußt auch die Klause bauen, junger Einsiedel. Wenn Du nicht der Klausner drin wirst, wird's eben ein anderer: es laufen genug Narren herum. Wer kann's wissen, wie noch einmal alles kommt. Wenn es auch nicht in Dir steckt — in die Klause kannst Du Dich deshalb doch einmal stecken. Der Mensch kann einen solchen Schlupfwinkel immer gebrauchen. He! Bau Du nur die Klause."

Orest war's zufrieden; in der Wildnis war er frei.

So wurde denn mit gleichem Eifer auch der zweite Bau begonnen: ein Blockhaus, sich an den Felsen anlehnend.

Mit der Zeit war es Winter worden; aber nur hie und da verlor eine Platane oder Kastanie ihr purpurfarbiges Laub, und die Blumen hörten nicht auf zu blühen. Einige Wochen regnete es in Strömen, da mußte die Arbeit unterbrochen werden. Der Knabe ging nach Genazzano hinab, Orest blieb allein in der Grotte und vertrieb sich die Zeit durch Schnitzwerk und Träumereien. Als dann wieder bessere Tage kamen, lag über den grünen Eichenwipfeln das Gebirge mit schneebedeckten Spitzen da, und der Knabe brachte für die kalten Nächte langhaarige Ziegenfelle mit; am Tage erwärmte die Arbeit.

So kam Weihnachten und Neujahr. Am Dreikönigstag erhielt Orest Besuch aus Tusculum: der Bruder Pförtner vom Kapuzinerkloster. Er brachte die Nachricht, daß der Pater Superior selber kommen würde, um die Kapelle zu weihen; gleich darauf sollte Orests Einkleidung stattfinden. Noch anderes hatte der wackere Pförtner mit sich geführt:

ein Fäßchen neuen Weines und einen Korb voll süßer, in Öl gebackener Kuchen, beides Geschenke Frau Mariuccias. Von weiteren Grüßen wußte der Mann nichts zu melden. Da wurden Frau Mariuccias süße Ölkuchen in Trauer verzehrt; aber sie schmeckten doch.

Solange noch etwas im Fäßchen war, blieb der Pförtner droben; leider dauerte das nur kurze Zeit. Sie füllten das Fäßlein nun mit schnödem Wasser und setzten drei der größesten Forellen hinein, die der Garigliano hergeben wollte. Auch der Korb, der die süße Last enthalten, wurde wieder gefüllt: mit zwei Berghasen und einem halben Dutzend braun gesprenkelter Schnepfen. Darüber warf Orest Blumen. Es waren zwar Geschenke für Frau Mariuccia, aber Alba packte sie gewiß aus. Solange die braune Kutte durch den Wald schimmerte, stand Orest vor der Kapelle: der Mann, der da hinging, würde Alba sehen.

Der Prior hatte ihm ein schön eingebundenes Brevier geschickt; das Buch hätte Orest gewiß recht trösten können — seit wann jedoch verstehen die Söhne des wilden Volskerlandes das Lesen?!

* * *

Auch die Klause ward fertig. Ein Felsblock, lang und schmal, wie ein Bett, wurde bestimmt, dem zukünftigen Klausner als Lager zu dienen. Ein winziges Fensterlein, mit einem Laden verschließbar, führte auf den Platz vor der Kapelle hinaus. Vor der Thür hatte Orest sinnig eine Bank angebracht; dort konnte der gute Einsiedel des Abends sitzen,

die Eichen rauschen hören und über die Bäume hinweg in die dämmerungsvolle Welt hinausblicken.

Bruder Crispinus konnte es nicht unterlassen, dem zukünftigen, unbekannten Bruder Klausner, für den er lebhafte Teilnahme zu empfinden schien, gleich den Sarg zu zimmern. Der Schwierigkeit bezüglich des Maßes entledigte sich der wackere Zimmermann dadurch, daß er einen ungewöhnlich langen Klausner annahm: bis zum jüngsten Tag für seinen Leib ein klein wenig mehr Raum zu haben, als just notwendig, konnte dem Manne schließlich nichts schaden. Der Sarg, der für einen Riesen ausgereicht hätte, ward in die Klause gesetzt und einstweilen mit duftenden Kräutern gefüllt: Menthe, Salbei und Thymian. Eigenhändig legte Crispinus einige Bündel dürren Reisigs oben auf, damit sich der gute Bruder Klausner gleich das erste Feuer anzünden konnte. Solchermaßen war der Mann für Leben und Sterben versorgt.

Eines Tages wurden von den Kapuzinermönchen aus Frascati für die Kapelle die Glocke, das Weihwasserbecken und Muttergottesbild gebracht. Frau Mariuccia schickte für den Altar die Bekleidung und zwei silberne Leuchter mit. Die Decke ward von Bruder Crispinus mit unverhohlener Verachtung und einem mißbilligenden Schütteln des Hauptes empfangen: was das für eine Arbeit sei! Heutzutage könnten die Frauenzimmer nicht einmal mehr sticken! Orest sah immer nur nach dem Kopf des Marienbildes. Um der Heiligen blasse Stirn legte sich schimmernd ein Lilienkranz: von nun an würde es seine Mutter gut haben im Himmel. Auch ein Schleier schmückte Maria, und ein Glück war's, daß Bruder

Crispinus nicht darauf achtete; denn rings um den Saum waren goldene Lilien eingestickt, allerdings grade keine Kunstwerke. Die Mönche berichteten Orest, daß der Schleier ein Geschenk Albas sei; hätte Bruder Crispinus auch diese Stickerei getadelt — irgend ein Unheil wäre sicher entstanden.

Der Altar wurde geschmückt, die Muttergottes aufgestellt und die Leuchter neben ihr mit zwei roten Wachskerzen besteckt. Dann saßen die Mönche und fertigten mit ungeschickten Händen aus Eichenlaub lange Guirlanden, mit denen das ganze junge Gotteshaus bis hinauf zu dem Glockenstuhl und dem Kreuz festlich umschlungen wurde. Auch drinnen putzten sie den kleinen Raum mit Grün und Blumen aus und legten der Muttergottes große Sträuße von Anemonen und Veilchen zu Füßen. Selbst der Boden ward mit bunten Blüten bestreut. Ganz das Gleiche geschah der Klause. Tags darauf — am Palmsonntag — sollte die feierliche Einweihung stattfinden.

Am andern Morgen traf der Pater Superior ein, begleitet von den angesehensten seiner Mönche. Aus den Klöstern von Palestrina und Genazzano, von Olevano und Subiacco kamen die Priore und viele Brüder. Eine Menge Landvolks, das von der Weihe gehört, stieg gleichfalls die Waldschlucht hinan. Psalmieren und dumpfes Murmeln durchtönte das Thal, so daß die Laute der Einsamkeit vor diesen ungewohnten Stimmen verstummten. Von dem Ocean des Lebens, der draußen die weite Welt durchflutete, drang eine verlorene Welle in die Wildnis.

Mit ernster Würde begrüßte der Pater Superior Orest. Das Haupt demütig geneigt, stand der Jüngling vor ihm. Die Wildnis hatte ihn nicht unedler gemacht; er war kräftiger, männlicher und schöner geworden. Surrina hätte an ihrem Liebling stolze Mutterfreude gehabt.

Von Tusculum war niemand gekommen.

Um Mittag nahm die heilige Handlung ihren Anfang. Auf dem Raum vor der Kirche standen dicht gedrängt die Mönche und das Volk.

Das dampfende Weihrauchgefäß schwenkend, umschritt ein Bruder die Kapelle, ihm voraus, die Weihen ablesend, der Priester. Er bannte alle bösen Geister von dem Ort, den er als Eigentum Gottes und der heiligen Jungfrau erklärte. Dann stand er und murmelte aus einem großen Buche unverständliche, geheimnisvolle Worte.

Wasser des Garigliano ward gebracht, geweiht und damit die Kapelle von außen und innen besprengt; besprengt wurden Altar und Glocke. Diese erhielt den Segen, worauf sie von dem Knaben im Türmlein befestigt ward. Der Priester ergriff den Glockenstrang; laut betend, läutete er. Alles warf sich auf die Kniee.

Die Einsamkeit vernahm den ersten Glockenton.

Dann hielt der Prior die Rede:

„Dem Herrn und der heiligen Jungfrau ist in der Wildnis ein Haus gebaut worden. Dieses Jünglings frommer Eifer hat es gethan. Seht, wie jung es seine Stirn umlockt. Die Kapelle, die wir heut' der Mutter Gottes weihen, steht da in der Einsamkeit, ein Denkmal, wie ein Sohn seine

Mutter liebt. Und dieses junge Haupt verlangt danach, sich in demütigem Dienst der heiligen Jungfrau zu neigen. Seine Seele strebt sehnsüchtig dem Heile zu, das da ist einzig und allein in dem Schoß der Kirche, diesem unerschöpflichen Brunnen aller Liebe. Seine Mutter war ein armes Weib; aber dieses arme Weib war reich an Liebe. Ach, daß Mutterliebe nicht unsterblich sein kann! Ehe sich ihre Augen für ewig dem Licht der Sonne schlossen, um für ewig den Glanz eines anderen, schöneren Himmelslichtes zu schauen, schenkte sie ihrem Sohne zum zweitenmale das Leben. Ihr scheidender Geist übergab ihn der Kirche, in welcher nur der Körper, der irdische Teil des Menschen, begraben werden kann. Sterbend that diese Mutter ihrem Kinde den größten Liebesdienst; sie entriß es der sündigen Welt und legte es sanft dem ewigen Heil in die Arme. Sehet, das ist eine Mutter! Sehet, das ist ein Sohn! Daß der Welt von vielen solchen Müttern viele solcher Söhne geboren würden!

Seht das Haus des Herrn in der Wildnis! Auf Dein Heiligtum blicke, Maria, mild und segnend herab! Solange von diesem Urwald ein Zweiglein zurückbleibt, solange der Garigliano diese Felsen hinabrauscht, sei hier das Wort Gottes und die Liebe der Menschen lebendig. Ach, daß diese Liebe die Völker in die Öden und Wüsten triebe, dort dem Herrn Kapellen und Altäre zu bauen: Hier bin ich. Herr, Herr, nimm mich an!

Ich aber bete, daß der Geist des Herrn sich herabsenken möge auf diesen Ort und auf uns alle. Vornehmlich, allmächtiger Gott, neige Dich diesem Jüngling, der Dich

sehnsuchtsvoll sucht und bald rufen wird: Hier bin ich! Herr, Herr, nimm mich an!

Sei ihm gnädig. Amen.“

Darauf celebrierte der Prior des Kapuzinerklosters von Genazzano in der Waldkapelle die erste Messe. Den Schluß der Feier machte eine Prozession mit dem Marienbild durch Wald, Klausnerei und Grotte. Hoch über dem schäumenden Sturz des Garigliano schwebte die Himmelskönigin. Nachdem sie auf den Altar zurückgebracht worden, füllte der Prior mit dem Öl der Mutterkirche das ewige Lämplein, entzündete es, sprach das Salve Maria Regina! Wieder läutete die Glocke und wieder warfen sich alle auf die Kniee — im Walde jubilierten die Vögel.

Nachdem die geistliche Feier vorüber, kam die weltliche an die Reihe. Brüder und Väter lagerten sich rings um die Kapelle und genossen in heiterer Frömmigkeit, was ihnen die Klosterküche beschieden hatte, und das war trotz der Fasten nicht wenig.

Orest erhielt seinen Platz neben den ehrwürdigen Männern angewiesen. Alle waren sehr freundlich gegen ihn, aber er blieb schwermütig und niedergeschlagen. Bei der Rede des Priors hatte er nicht aufzusehen gewagt: er kam sich sehr schlecht vor! Was für mächtige Worte waren es, die der Pater Superior von seiner Mutter gesprochen: jedes Auge hatte auf ihn geblickt. Die Rede über seine Mutter würde er niemals vergessen! In der Wildnis war ihr Name gepredigt worden: Mutter! Mutter!

Ihm gegenüber, abseits von den anderen, lagerte der

Knabe und blickte ganz wehmütig zu dem Gefährten hinüber: der war heute vornehm geworden, mit der Kameradschaft war's nun vorbei! Zu dem Einsamen gesellte sich Bruder Crispinus, der sich in verdrießlichster Stimmung befand. Er ließ seinen Zorn an der Polenta aus, davon er eine mächtige Schüssel nach der andern verzehrte. Von Zeit zu Zeit konnte man ihn murmeln hören:

„Und es steckt doch nicht in ihm!"

Auch das Volk lagerte in Gruppen auf dem Festplatze beisammen. Die Leute hatten Feuer angezündet, kochten, schmausten und tranken. Sich wenig um die Fasten kümmernd, verspeisten sie unter den Augen der ehrwürdigen Väter große Stücke von fetttriefendem Schinken. Manches Mönchlein schielte wehmütig hinüber.

Hoch über dem Festplatz schwebte Ariundar; kein Lockruf hätte ihn aus seinen freien Lüften herabgebracht — glücklicher Ariundar!

Am Nachmittag brach alles auf; nur der Knabe und Bruder Crispinus blieben noch für einen Tag droben. Orest nahm Abschied von ihnen.

Er suchte zuerst den Knaben auf und gab ihm die Hand: „Also, ade, Cecco!"

„So, gehst Du fort? 's ist also wahr, daß Du Mönch wirst?"

„Ach ja, Cecco."

„Warum wirst Du's eigentlich?"

„Es ist etwas Gutes."

„Du solltest es doch sein lassen."

„Es ist besser so. Du bleibst noch hier?"

„Nur noch morgen. Das ewige Lämplein zu füllen steigt alle Sonnabend ein Bruder aus Genazzano herauf. Ich will jedesmal mitgehen und am Sonntag oben bleiben."

„Das thu'. Gieb ja acht, daß der Muttergottes nichts geschieht; sie hat einen so schönen Schleier. Ja, und der Kranz ist auch prächtig. Die beiden roten Wachskerzen laß abbrennen; ich schick' schon wieder neue. Ach, daß Du wieder heraufkommst!"

„Ja, es wird lustig! Du solltest es eben doch sein lassen. Ich bin einem jungen Bären auf der Spur, den wollen wir fangen."

Orests Augen leuchteten; doch gleich darauf wurde sein Blick wieder trübe.

„Kann nicht, Cecco. Höre, Cecco, pflücke doch der Muttergottes manchmal einen Strauß. Und höre, fang doch ja den Bären — Ich will für Dich beten, Cecco!"

„Bet Du für Dich selber!" rief der Junge zornig und lief davon. Er war böse auf Orest: ein solcher Prachtbursch und wird Mönch! Ihn mit dem Fang des Bären zu locken, war seine letzte Hoffnung gewesen; aber selbst dieses seltene Wild brachte ihn nicht von der Kutte fort. Das war ein Kerl!

Am Abend war der Zorn verraucht: Orest dauerte ihn.

„Wenn ich den Bären gefangen hab', geh' ich hinunter und bring' ihm einen Schinken davon; dann wird's ihm schon leid werden."

Über diesem guten Vorsatz wurde Cecco seelenvergnügt: Juchhe! Er brauchte nicht Mönch zu werden.

Bruder Crispinus fuhr Orest unwirsch an, als dieser ihm Lebewohl sagte.

„Seit wann werden denn Wickelkinder Mönche? He, werd Du Mönch!“

„Das will ich, Bruder!“

„He, das willst Du? Ein solcher Bursch! Und sagt: das will ich!“

„Lebt wohl, Bruder. Ich dank' Euch auch.“

„He, lebt wohl und ich dank' Euch auch. — — Ja, ja, so geht's auf der Welt.“

„Es thut mir leid, Bruder, daß Ihr erzürnt auf mich seid, und Ihr habt mir doch viel Gutes erwiesen.“

„Ich wollt', ich hätte Dir Schlechtes erwiesen. Soll ich Dir Deinen Sarg zimmern, Bürschlein?“

Orest mußte lächeln.

„Der in der Klause steht, ist freilich zu groß für mich; da müßt' ich noch wachsen. Ihr hättet mir Maß nehmen sollen.“

„Laß mich zufrieden! Geh und werd Mönch!“

„Ihr wißt doch noch, was Ihr mir gesagt habt: daß Ihr Euer Weib lieb haben würdet, auch wenn sie noch lebte.“

„Was ich gesagt habe, hab' ich gesagt, und ich habe gesagt: das will ich meinen!“

„Ade, Bruder!“

Orest war bereits im Waldesdunkel verschwunden, als Bruder Crispinus ihm noch nachrief:

„He Du! Und es steckt und steckt nicht in Dir! Um aller Heiligen Willen, Bürschlein, werde nicht Mönch!“

Während Bruder Crispinus seinen Grimm an einer mächtigen Eiche zur Ruhe hieb, die er als Material für Sargbretter fällen und vom Garigliano ins Land hinabtreiben lassen wollte, wanderte Orest durch die Waldschlucht. Er hatte den Nachruf des wackeren Zimmermanns nicht mehr gehört, aber noch lange vernahm er Ceccos Gesang. Gern hätte er antwortend zurückgesungen, doch das ging jetzt nicht mehr. Seit wann singen Mönche Ritornell und Rispetto? Ja, Psalmen und Bußlieder!

Er mußte sich beeilen, denn beim Ausgang der Schlucht warteten sie auf ihn. Ariundar schwebte wieder hoch in den Lüften; Orest stieß seinen Lockruf aus. Der Vogel schoß herab, umkreiste des Jünglings Haupt, das er fast mit seinen Fittichen streifte; dann aber schwang er sich wieder empor, auf keinen Ruf seines Herrn mehr hörend. Orest sah ihn der Schlucht zuschweben, höher und höher, in die sonnigen Abendlüfte hinein, wo er des Jünglings nachblickenden Augen entschwand.

„Ariundar, mein Vogel — Ade! Ja, bleib frei! frei! frei! Glücklicher Ariundar!“

Im Kapuzinerkloster zu Genazzano blieben die Mönche aus Frascati drei Tage zu Gast; am Tag vor dem Gründonnerstag ward die Wanderung nach dem tusculanischen Hügel fortgesetzt; nur der Pater Superior ritt auf einem Maultier.

Herzlichen und zugleich wehmütigen Abschied nahm Orest

von dem guten Bruder Erasmus. Der Greis segnete den Jüngling.

„Im Kloster ist für den Frommen die beste Ruhestatt. Du bist ein frommer Christ; denn Du warst ein frommer Sohn. Sei stark im Glauben, wie Du stark in der Liebe bist. Die beste Waffe gegen alle Versuchung und Anfechtung ist ein reines Herz. Du hast es. So gebe Dir Gott der Herr seinen Frieden.“

Die Mönche kamen im Molarathal an, durchzogen es unter Psalmieren und Beten, stiegen nach Tusculum hinauf, auf der anderen Seite wieder herab, an Tusculana vorbei und ins Kloster hinein. Schwer fiel die Pforte hinter den Brüdern ins Schloß. In der Kirche bereiteten sie grade die Gruft vor, in welcher am Charfreitag Christus begraben werden sollte. Nachdem der Heiland am Ostertag auferstanden, sollte dann für die Welt Orest sterben. Hallelujah!

XVIII.

Die Osterfeste waren vorüber. Der vom Tod Auferstandene hatte die Marien gegrüßt und alle Christen.

In gedämpften Lauten klangen aus der Kirche Orgelton und Gesang zu Orest hinab und fast den ganzen Tag läuteten über ihm die Glocken.

Sie hatten ihn eingeschlossen. In dem kerkerähnlichen Raume befand sich nichts als das Lager und ein Betstuhl mit dem Gekreuzigten. Das Fenster lag hoch in der Mauer und war mit starken Eisenstäben vergittert. Wenn Orest auf den Betstuhl stieg, konnte er ein Stück Himmel sehen, einige Cypressenwipfel und das Obergeschoß von Tusculana.

Sie ließen ihn fasten, bis er vor Hunger schwach geworden war. Dann sollte er viele Gebete hersagen: alle, die er wußte, und diese den ganzen Tag lang. Auch Bußgürtel und Geißel waren ihm hingelegt und deren fleißiger Gebrauch vom Pater Superior streng anbefohlen worden: nur mit zerschlagenem Rücken und zerschundenem Leibe sei er würdig, des großen Heils teilhaftig zu werden.

Wenn Orest des Abends, entkräftet von Hunger, Beten und Büßen totmüde auf seine Pritsche sank, kam ein Mönch zu ihm in seine Zelle. Mit hageren Händen das Kreuz umklammernd, donnerte er dem entsetzten Jüngling die Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts zu, die ewige Verdammnis aller, die nicht in steter strenger Buße dem Bösen ihre Seelen abzuringen versuchten. Aber sie vermochten es nicht; denn schon durch die Erbsünde waren sie dem Bösen verfallen. Ins Fegefeuer mußten alle, brennen mußten alle: war doch selbst das Kind im Mutterleibe der ewigen Verdammnis übergeben.

Und der Verkünder von Gottes unversöhnlichem Zorne schilderte die Qualen der Verdammten, bis Orest sie an seinem eigenen Leibe zu fühlen vermeinte. Wütende Bußgesänge heulend, riß der Mönch seine Kutte auf und schlug mit Geißel und Fäusten auf sich ein, den Gefährten ermahnend, ein gleiches zu thun, bis das Blut floß und er in Zuckungen zu Boden fiel.

Aber einen lauten Schrei stieß Orest aus, als er von diesem schrecklichen Enthüller der Mysterien Gottes zu hören bekam, daß, wie alle, so auch seine Mutter im Fegefeuer gräßlich leide und „ewig" leiden werde, wenn ihr Sohn sie nicht loszubeten vermöge. Dadurch, daß Orest Mönch geworden, würde seiner Mutter die halbe Ewigkeit erlassen werden; aber die andere Hälfte müsse sie brennen, brennen, brennen! Und diese halbe Ewigkeit sei so lang, daß ein Menschenleben nicht ausreiche, all die Jahre zu zählen.

Orests Sinne verwirrten sich. Er riß seinen matten

Leib in die Höhe, hielt sich mühsam auf den Knieen aufrecht, betete, geißelte sich und schrie: Mutter! Mutter! Mutter!

Als der Morgen graute, sank er bewußtlos zusammen.

Eine drohende Stimme weckte ihn aus seiner Betäubung. Er fuhr auf, sah niemanden, aber die Stimme rief: Bete!

Er schwankte zum Betstuhl, umklammerte das Krucifix und murmelte sinnlose Worte. Die wilde Stimme rief: Büße!

Mechanisch griff er nach der Geißel und schlug sich.

War er so matt, daß er selbst gegen den geheimnisvollen Ruf gleichgültig blieb, ward ihm zugedonnert: Denke Deiner Mutter!

Und er begann die Marter von neuem.

In den ersten Tagen hatte er stundenlang auf dem Betstuhl gestanden und durch das vergitterte Fenster nach dem Dach von Tusculana gespäht. Später unterließ er's. Er war stumpf geworden, verlor die Erinnerung und verfiel in stumpfes Hinbrüten; zuletzt kümmerten ihn sogar die Feuerqualen seiner Mutter nicht mehr.

Dann gönnte man ihm einige Tage Ruhe. Er bekam mehr zu essen, auch Wein zu trinken: sie durften keinen Sterbenden zum Altar führen.

Am Abend vor der Zeremonie ward sein Kerker aufgeschlossen und er in die Kirche geführt, wo er die Nacht im Gebet vor dem Hochaltar verbringen sollte. Man ließ ihn scheinbar allein. Doch der vorsichtige Pater Superior gab ihm einen heimlichen Wächter, leider einen, der gern schlief: den wackeren Bruder Pförtner.

Ein weiser Prior sollte, im Gegensatz zu Julius Cäsar, stets hageren Männern seine Gebote zu erfüllen geben. Die Feisten und Dickwänste lieben, mehr als dem Heile ihrer Seele zuträglich ist, langes Trinken und langen Schlaf. Die Folge davon ist, daß wackere Brüder Pförtner vergessen, die Thüren zu schließen und einschlummern, wo sie wachen sollten.

Der Bruder Pförtner sollte also wachen. Diesen schweren Dienst gewissenhaft zu erfüllen, hatte er sein Krüglein Frascatanerweins neben sich stehen. Gegen Mitternacht war das Krüglein geleert; grade so lang vermochte der Vortreffliche noch dann und wann mit den Äuglein zu zwinkern. Nach dem letzten Tropfen hörte auch das auf; sanft aber tief umfing der Schlaf des Gerechten den treuen Diener des Herrn.

Orest kauerte auf den Stufen des Altars; sein zerschlagener Leib schmerzte ihn, er war noch immer sehr schwach. Vor ihm stand der Sarg, der ihn, den Lebenden, am anderen Tage aufnehmen sollte, und bereits war die ganze Kirche zur Feier seines Todes schwarz behangen.

Trübe flackerte das Lämplein.

So lange er die Lippen zu bewegen vermochte, hatte Orest laut gebetet; aber bald ward seine Ermattung zu halber Bewußtlosigkeit. Die Hände krampfhaft gefaltet, sank er mit dem Kopf gegen den Sarg. Plötzlich hörte er leise seinen Namen rufen: Orest! Orest! Orest!

Er glaubte, es sei ein Traum und regte sich nicht. Als es ihn jedoch wieder rief, öffnete er die Augen. Da hatte

er eine holde Vision. Er sah die heilige Jungfrau sich über ihn neigen.

„So, Du bist's," murmelte der Jüngling und starrte die Erscheinung an. „Ich weiß, warum Du kommst. Es ist aber nicht recht von Dir. Laß sie mich doch lieb haben!"

„Orest! Orest! Orest!" rief es schmerzlich von neuem.

Jetzt erkannte er sie. Nicht die Himmelskönigin — Alba neigte sich über ihn. Aber wieder sagte er nur:

„So, Du bist's?"

Sie rief ihn zum drittenmale.

Da versuchte er, sich zu erheben, taumelte jedoch; Alba mußte ihn stützen. Sie leitete ihn zu einem der Chorstühle und blieb vor ihm stehen. Das Lämplein brannte hell genug, um Alba erkennen zu lassen, was aus ihrem Freunde geworden war. Auch sie mochte bei dem Schein blaß aussehen; wenigstens meinte Orest:

„Du bist gewiß auch tot."

Sie kam ihm so groß vor und so wunderschön! Er entsann sich, daß er sie zuerst für die Muttergottes gehalten.

„Ich glaubte, Du seiest die Himmelskönigin. Sie muß diese Nacht zu mir kommen, es fällt mir nicht gleich ein, warum. Also Du bist nicht tot?"

„Ich bin gewiß nicht tot."

„Aber meine Mutter ist es. Denke Dir, sie muß eine halbe Ewigkeit im Fegefeuer brennen."

„Wer sagt das?"

„Der Bruder Agostino. Um sie loszubitten, soll ich ja Mönch werden."

„Ach, Orest, Deine Mutter ist gewiß nicht im Fegefeuer, Deine Mutter war ja so gut."

„Das war sie freilich."

„Siehst Du. Und gute Menschen kommen gleich in den Himmel."

„Wer sagt das?"

„Mein Lehrer. Wir wollen nach Camaldoli gehen und ihn fragen. Da wirst Du es selbst hören, daß Deine Mutter im Himmel ist."

„Ach, Alba!"

„Wollen wir gehen?"

„Wie kann ich? Ich bin eingeschlossen."

„Die Kirche ist offen: ich bin ja hereingekommen. Weil ich gar nicht schlafen konnte, wollte ich beten. Komm."

„Ich möchte wohl gern, aber ich muß bald wieder zurück sein; denn ich muß die Nacht hindurch beten. Morgen geschieht's ja."

„Zuerst wollen wir den guten Bruder fragen."

„Wenn der Prior es merkt, muß ich mich geißeln."

„Was mußt Du?"

„Mich geißeln. Sieh her!" Und er wies der Freundin die blutigen Striemen auf seiner zerschlagenen Brust. Alba stieß einen lauten Weheruf aus.

„Und das hast Du Dir selber angethan?"

„Anthun müssen, Alba. Mönch werden ist nicht so leicht, wie man denkt." Er wandte sich ab, damit das Mädchen seine zuckenden Lippen nicht sähe. Schnell gefaßt sagte sie:

„Jetzt gehst Du mit mir hinaus. Ich suche Heilkraut; das leg' ich Dir auf, dann brennt's nicht mehr."

„Ja, wir wollen nach Camaldoli gehen und den Bruder fragen," erwiderte Orest und stand auf.

Alba mußte den Schwachen führen; sie that es mit starkem Arm. Draußen in der frischen Luft erholte er sich schnell.

Schon allein das Bewußtsein der Freiheit machte ihn kräftig. An Albas Hand trat er durch das Portal von Tusculana in den Park.

Es war schwacher Mondschein und der Himmel sternenklar. Orest glaubte wieder zu träumen. Er ging mit Alba im Walde von Tusculum und war frei! frei! frei! Wenn der gute Bruder ihm sagte, daß seine Mutter nicht im Fegefeuer sei, wollte er nie wieder ins Kloster zurück. Dann würde er mit Alba in die volskischen Berge fliehen und ein tapferer Brigant werden. Als sie am Palast vorbeikamen, sagte sie:

„Die Mutter hätte so gern mit Dir gesprochen, aber sie haben Dich nicht zu ihr hinausgelassen. Du glaubst gar nicht, wie meine Mutter jetzt gut ist, und Dich hat sie auch so lieb. Den ganzen Tag sitzt sie und jammert, daß Du Mönch werden willst."

„Hat sie denn die Forellen, die Berghasen und die Schnepfen bekommen? Den Schleier für die Muttergottes hast Du gestickt?"

„Hat er Dir gefallen?"

„Er ist wunderschön! Du bist so gut."

„Ach, nein, Orest."

„Engelsgut bist Du," rief er feurig, „ja und schön bist Du." Er blieb stehen und betrachtete sie entzückt.

Dann fragte er:

„Warum hast Du mich nicht grüßen lassen? Du warst wohl böse auf mich?"

„Nein, nur so traurig."

„Warum?"

„Weil Du Mönch werden willst."

„Das ist aber etwas Gutes. Darüber brauchst Du doch nicht traurig sein," entschuldigte sich Orest stockend.

„Ach, Orest — —"

Sie schwiegen und gingen langsam weiter. Nach einer Weile begann Orest:

„Im Gariglianothal ist's schön! Ich habe der Muttergottes eine Kapelle gebaut und die Klause für einen Einsiedel daneben. Du mußt einmal hinüber und Dir's ansehen. Droben triffst Du vielleicht den Bruder Crispinus. Das ist auch ein guter Bruder, wenn er gleich grimmig thut. — — Ach ja, in der Waldschlucht ist's schön! Ich habe immer an Dich gedacht. Wenn wir zwei da droben zusammengewesen wären, das hätte eine Lust sein sollen! Ja, und denk Dir: Ariundar ist fort. Was macht denn Almansa?"

„Die wird wild. Wir werden sie wohl an die Kette legen müssen."

„Laß sie lieber in die Wildnis zurücklaufen, dahin gehört sie. Ach, Alba, gieb nicht zu, daß sie Almansa an die Kette legen. Du weißt nicht, wie das thut,

gefangen zu sein. Und was ist aus meinem Pferd geworden?"

„Darauf reit' ich jetzt. Das ist ein Renner!"

„Ich will's meinen! Bei den Cento celle, auf den Maremmawiesen, giebt's das beste saure Gras. Laß Dir's immer von dort holen. Ernesto ist der ordentlichste von den Knechten; der besorgt Dir's."

„Ja, ja. Aber jetzt will ich Heilkraut suchen. Ich weiß, wo welches steht."

„Ach, laß das Heilkraut; es thut gar nicht mehr weh."

„Wirklich nicht?"

„Ganz gewiß nicht. Es war dumm von mir, daß ich Dir's zeigte. Du hast Dich erschreckt."

„Du mußt mir versprechen, Dich nicht mehr zu geißeln."

„Ach, laß das Geißeln."

„Der Prior muß es Dir verbieten."

„Ach, laß den Prior."

„Ich werde zu ihm gehen und ihn bitten," rief das Mädchen entschlossen.

„Wirst Du morgen in die Kirche kommen?" Alba nickte.

„Komm lieber nicht. Sie legen mich in einen Sarg, nur zum Schein, weißt Du. Aber Du erschrickst wieder."

„Ich werde nicht erschrecken. Du stehst aus dem Sarge wieder auf, denn Du bist nicht tot."

„Nein, ich bin nicht tot; aber ich sterbe doch."

„Du mußt nicht so reden. Wenn ich Dir nur Blumen in den Sarg thun könnte. Die Rosen blühen gerade jetzt so schön."

„Ach ja, wie damals, weißt Du noch? Ich wollte nie lange still liegen. Du konntest es besser. Daran will ich denken und mich nicht rühren.“

„Ich will gewiß nicht weinen.“

Sie kamen zur Villa Falconieri. Dunkel lag inmitten düsterer Steineichen und Pinien das prächtige Gebäude. In den Fontänen rauschten und rieselten die Wasser; wie die Genien des Ortes erhoben sich die Statuen.

Die beiden gingen durch die Alleen, schritten über die Terrasse, durch die Arkaden des öden Hofes und traten dann in die tiefe Waldung hinein. Bald standen sie vor dem Kloster. Hier war alles dunkel und still, die Pforte verschlossen. Den Glockenstrang zu ziehen, wagten sie nicht.

Nachdem sie eine Weile ratlos gewartet, versicherte Alba noch einmal:

„Du kannst mir's glauben: alle guten Menschen kommen in den Himmel und Deine Mutter ist gut.“

„Ich glaub' Dir's. Ach, wie bin ich froh.“

„Wenn Du doch eher zu dem Bruder gegangen wärst, der weiß alles. Er würde Dir auch sagen, ob Du Mönch werden müßtest. Werde doch nicht Mönch! Er hat mit Dir darüber sprechen wollen, aber sie haben ihn nicht zu Dir hinein gelassen.“

„Wir müssen gehen,“ meinte Orest. Ohne es zu wollen, schlugen beide den Weg nach Tusculum ein. Über Wiesen, durch blühende Ginsterfelder und blumiges Buschwerk stiegen sie aufwärts und standen nach einer halben Stunde beim Kreuz, das wieder aufgerichtet worden war.

Stumm setzten sie sich unter dem Stamm nieder, faßten sich bei der Hand und wagten nicht, sich anzusehen. Aber plötzlich brach Orest aus:

„Alba, Alba, ich muß doch Mönch werden.“

Das Kreuz, das hier für einen Gemordeten stand, mahnte den Unglücklichen an seinen getöteten Vater. Er entriß Alba seine Hand, sprang auf und stürzte fort, in den Wald hinein. Michele Faloris Tochter fand nicht den Mut, ihm zu folgen. Zitternd saß sie da und lauschte auf jedes Geräusch. Sie hörte jedoch nur das Rauschen des Nachtwindes in den Haselnußzweigen.

Nach einer Weile kam Orest zurück, trat zu ihr neben das Kreuz und begann:

„Wenn heute nacht die heilige Jungfrau zu mir gekommen wäre, hätte ich sie gebeten, Dich lieb behalten zu dürfen. Es wird aber wohl geschehen, wie der Pater Superior gesagt hat: wenn ich erst Mönch bin, wird die heilige Jungfrau es machen, daß ich nur sie liebe. Ich bin jetzt schon im Herzen ganz anders, ich bin überhaupt so müde und matt. Weine nicht, Alba! Bevor ich Mönch werde, will ich Dir noch sagen, wie gut ich Dir immer gewesen bin. Ach, weine doch nicht so bitterlich! Es hilft nun einmal nichts. Der Herr und die heilige Jungfrau werden Dich trösten. — — Und jetzt muß ich wieder zurück.“

Er küßte sie; dabei floßen auch ihm die Thränen die Wangen herunter. Den ganzen Weg über schwiegen sie, gingen auch nicht mehr Hand in Hand. Alba begleitete ihn bis zur Kirchenthür. Dort sagten sie einander Lebewohl.

„Ich werde Dich immer lieb haben. Ade, Orest.“

„So werde ich von morgen an nicht mehr heißen.“

„Wie wirst Du denn heißen?“

„Bruder Patricius.“

Laut aufschluchzend entfernte sich Alba.

* * *

Durch die bekränzte, weit geöffnete Kirchenthür strömte die Menge ins Innere. Ein Teppich wehrte dem Sonnenlicht den Eintritt in das Heiligtum. Drinnen waren die Fenster schwarz verhangen, ebenso Wände und Säulen. Auch das große Kreuz umwand Flor. Vor dem Hochaltar brannten neunzehn hohe Wachskerzen: neunzehn Jahre war der Jüngling alt, der heute der Welt absterben sollte.

Er lag im Sarge, den die Mönche umstanden, dem lebendigen Toden das Miserere singend. Dumpfe Trauermusik fiel ein. Am Altar erlosch eine Kerze nach der andern.

Da trat der Pater Superior heran und rief den Namen des Gestorbenen aus. Orest, der Sohn der Volskerin, war tot!

Aus einer Ecke hervor tönte krampfhaftes Schluchzen; dort betete Frau Mariuccia.

Der Volskerjüngling Orest war tot — der Kapuzinermönch Patricius lebte. Unter dem Schmettern der Trompeten teilten sich die Vorhänge, Sonnenlicht strahlte durch die Fenster, von Wänden und Säulen fielen die schwarzen Umhüllungen, von dem Kruzifix löste sich der Flor. Wie mit einem Zauberschlage war die ganze Kirche verwandelt, bunt drapiert,

glänzend in Gold- und Silberschmuck: aus dem Grabe war ein Festsaal geworden.

Die Orgel spielte Tanzmelodieen, die Mönche sangen Jubelhymnen. Zwei Brüder warfen über den Jüngling eine Kutte; dann näherte sich der Prior und schnitt von dem der Kirche geweihten Haupte die Locken ab, worauf sie ihn zum Altar führten. Er leistete das Gelübde, er empfing die Weihen.

* * *

Am Abend stand der junge Bruder Patricius in seiner Zelle am Fenster. Die Sonne ging unter. Rings um die große Strahlenscheibe flutete goldiger Schein. Rosige Wölklein schwammen in dem leuchtenden Äther.

Langsam sank die Sonne, glitt sie nieder, der erglühenden Erde, dem aufleuchtenden Meere zu.

Immer tiefer färbte sich alles, immer glanzvoller. Vor die Glorie des Sonnenuntergangs senkte sich ein dichter Wolkenvorhang. Er barst, lohend schlug es daraus hervor. Graues, violettes, purpurfarbiges Gewölk stieg auf, überzog den ganzen Himmel.

Jetzt berührte die Sonne den Rand des Horizontes, ein blutroter Ball. Jetzt schien sie nur noch ein Streifen, ein Fleck, ein Punkt. Schon war sie gesunken.

Ein Sturm erhob sich, schwarze Wolkenmassen vor sich hertreibend. Sie wurden am Himmel dahingejagt.

Dann legte sich der Wind und das Gewitter brach los.

Der junge Mönch öffnete das Fenster und preßte die Stirn gegen das Gitter. Drüben ragten die Toten-

bäume auf: die Cypressen auf dem Kirchhof, wo seine Mutter lag.

Eine schlanke Gestalt huschte an der Klostermauer vorbei. Der Mönch wollte sich hinabneigen, konnte aber nur eine grüßende Hand durch die Eisenstäbe strecken. Alba winkte nicht zurück: Orest war ja tot.

XIX.

Zehn Jahre waren vergangen. Die Völker aller Länder und Staaten schrieben für die Weltgeschichte die verhängnisvollen Zahlen 48 nieder, und zwar mit einem ganz besonderen Saft: blutrot leuchteten die beiden Zahlen über Europa.

Auch am Himmel Roms erhoben sich die Chiffren wie ein zweites Mene Tekel: gerade über der Peterskuppel, ihren Brandschein auf Lateran und Quirinal werfend. Ihre Lohe trieb Pius IX. nach Gaëta und unter ihrem Blutglanz landete die französische Flotte am lateinischen Ufer. Sie bestrahlten das republikanische Italien, das gegen Papst und Oesterreich seine Banner wehen ließ: Freiheit! Freiheit!

Wie ein Sturm brauste es auf, rüttelte an Thronen und verwehte Kronen, peitschte Despotien und riß Schaffote aus dem Boden, sprengte Kerker und stürzte Herrscherhäuser, wühlte Tausende von Gräbern und Grüften auf, hob Völker zu den Wolken empor und schmetterte sie wieder herab.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf Tusculum, von wo aus man das Kreuz der Peterskuppel sah, fiel von dem Flammenschein, der den Himmel über der ewigen Stadt bedeckte, nur blitzgleich ein zuckender Strahl.

Während es von Rom herüberleuchtete, erlosch das Lebenslicht Frau Mariuccias, der „guten" Frau Mariuccia, wie sie seit zehn Jahren von jung und alt genannt ward. Noch auf ihrem Sterbebette hatte sie der Volskerin gedacht, noch in ihren Fieberphantasieen mit kläglicher Stimme gerufen: „Heilige Jungfrau! Was Du doch die Leute erschreckst! He, wie geht Dir's, Surrina?" — Als Meister Giuseppe, der Zimmermann, für ihren Sarg das Maß nahm, entsetzte er sich schier über die mäßige Breite der letzten Behausung der wackeren Frau; und in Frascati vertraute er der halben Stadt:

„Wißt Ihr, warum sie gestorben ist? Weil sie die Auszehrung gehabt hat. Und wißt Ihr, warum sie die Auszehrung gehabt hat? Weil sie sich in den letzten Jahren keine Ruhe gegönnt. Ich muß das wissen. Habe ich doch seit manchem Jahr an ihrem Lehnsessel keine einzige Reparatur zu machen gehabt. Sie ist auf ihre alten Tage gar zu hurtig geworden, die Arme!"

Übrigens hatte sie das Versprechen, das sie der armen Surrina gegeben, nach besten Kräften gehalten — nach besten Kräften war sie „gut" gegen Orest gewesen. Ihre sämtlichen Andachten, und deren waren nicht wenige, verrichtete sie in eigener Person in der Kapuzinerkirche, um vielleicht bei dieser frommen Gelegenheit von dem Bruder

Patricius etwas zu sehen und zu hören. Erwischte sie ihn aber einmal, so begann sie regelmäßig mit einer herzzerreißenden Lamentation über das schlechte Aussehen des jungen Mönches, um mit einer pathetischen Beschwörung zu enden: doch um seiner toten Mutter und der heiligen Jungfrau willen mit ihrer fetten Frittata, ihren in Öl gebackenen Pizzakuchen und auf dem Rost gebratenen Artischocken sich recht gründlich seinen armen, geistlichen Magen zu verderben.

Bruder Patricius hatte jedesmal schwere Mühe, sich von der leidenschaftlich erregten Frau loszureißen. Er grüßte sie mit tiefer Ehrerbietung; aber weder Frittata noch Ölkuchen hatten Macht über ihn.

Diese Sprödigkeit ihren köstlichsten Kochkünsten gegenüber, war ein Herzenskummer der guten Frau. Da sie Surrinas Sohn nichts Gutes erweisen konnte, wollte sie wenigstens seinem Kloster angenehm sein. So kamen denn für jenen wackeren Pater Kapuziner, der damals den Kamaldolensern hatte weichen müssen, die alten schönen Zeiten zurück und das in erhöhtem Maße: denn Frittata und Ölkuchen wurden jetzt von ihm im Namen Gottes und aller seiner Brüder in Frau Mariuccias ehemaligem, höchst eigenem Leib- und Lehnsessel verspeist, während sie selbst, die Wackere und Gute, von einem ganz gewöhnlichen Stuhle aus dem gottesfürchtigen Werke andächtig zuschaute.

Und nun war sie tot.

Der blutrote Schein, der von Rom herüberzuckte, lockte das Wölflein, das mit der Zeit naturgemäß ein Wolf ge-

worden, von seinen Ziegen und Schafen hinweg: blutrot war seine Leibfarbe! Irgend etwas Blutrotes würde dabei wohl auch für ihn abfallen. Evviva die Revolution!

Der feurige Glanz entfachte in Michele Faloris Brust, in der es seit Jahren glühte, wilde Flammen. Seit dreißig Jahren hatte er das Besitztum seines französischen Herrn verwaltet, so streng und eisern, als habe er das Gelöbnis gethan, mit dem ihm übergebenen Pfande zu wuchern wie der gerechte und getreue Knecht in der Schrift. Jeder andere römische Beamte hätte einen fremden und fernen Herrn betrogen und bestohlen, wo und wie er nur gekonnt, ohne darum von „ehrenwerten" Männern für einen nicht ehrenwerten Mann gehalten zu werden. Dieser Diener seines Herrn war so unerbittlich in seinem Amt, daß es ihm leicht blutigen Tod hätte bringen können. Aber sobald im Frühling 1849 auf dem tyrrhenischen Meere die französische Flotte erschien, um für den Papst gen Rom zu segeln, hörte er auf, Unterthan eines französischen Gebieters zu sein. Noch an demselben Tag verließ er mit seiner Tochter Tusculana und zog hinunter nach Frascati. Es war seit dreißig Jahren der erste gute Tag, der erste festliche Tag: Michele Falori war frei!

Wer indessen nicht den schwächsten Schein von jener Feuerschrift über Rom gewahrte, in wessen Herz von der Glut, die das ganze italienische Volk durchlohte, kein Funken fiel, das war der Bruder Patricius. Täglich auf Rom herabblickend und von Rom geknechtet, wußte er kaum, daß es Rom war, welches er täglich vor sich sah.

Er hatte dem klugen Pater Superior bittere Enttäuschungen bereitet; denn obgleich das Kloster in der Person des Bruders Patricius einen Nachkommen des großen Corsen in seinen Mauern gefangen hielt, wurde es dadurch weder reicher noch mächtiger: der Nachkomme ward von seiner Familie, an die der Prior sich wendete, nicht anerkannt. Zu erzwingen war nichts: die Mutter des Mönchs hatte nicht bekannt, sondern gebeichtet. Schwer lastete auf ihrem Sohn der Zorn seines geistlichen Oberhauptes.

Solange sein volskischer Geist noch nicht gebrochen, seine Seele noch nicht in Stumpfheit versenkt war, solange sein junger Körper noch nicht völlig entkräftet in der Kutte dahin schlich, so lange trug er sein geschorenes Haupt stolz und trotzig, als ob es noch Locken umwallten. Es kam eine Zeit, wo alles in ihm sich aufbäumte gegen die mönchische Zucht, wo er nahe daran war, die klösterlichen Ketten von sich abzuschütteln, wie ein giftiges Gewürm, die Gitter seiner Zelle, in die man den jungen Sohn der Wildnis wie ein Raubtier in einen Käfig gesperrt hatte, zu durchbrechen. Und er hätte es vollbringen können! Oft hätte er die Thür seines Gefängnisses nur zu öffnen brauchen, um frei zu sein, frei! frei!

Aber er ließ die Thüre zu. Er dachte an das entstellte Totengesicht seiner Mutter: entstellt, weil sie in Qualen sterben mußte, in Qualen darüber, daß sie nicht ihres Sohnes Gelöbnis empfangen, für ihre arme schuldige Seele zu bitten. Er dachte daran und — er ließ die Thüre zu! Er dachte an das holde Antlitz seiner süßen Freundin, der er

hätte den Vater töten müssen und — er ließ die Thüre zu! Später konnte er sie nicht mehr öffnen, auch wenn er gewollt hätte; denn später war auch er mönchisch geworden, das heißt: ein Mönch nicht durch den Glauben, nicht durch die Sehnsucht, auch nicht durch Unglück, sondern ein Mönch aus Gewohnheit, Gehorsam und Dumpfheit. Orest verkam. Rosenkranz, Geißelstrang und Bußgürtel zerrütteten allmählich seinen Geist, Fasten und asketisches Gebet seinen Körper. Hager, blaß, hohläugig wankte er in schmieriger, schlechtgeflickter Kutte einher, sich abwendend, wenn er einem schönen, stolzen Mädchen begegnete, das mit einem Blick unendlicher Trauer stumm an ihm vorüberschritt. Nicht aus Stolz geschah es, daß er sich von der guten Mariuccia nicht füttern ließ, auch nicht aus Gehorsam, sondern aus Furcht vor der Strafe; denn er, der niedrigsten Brüder einer, durfte Almosen nur für die Armen empfangen. Und es kam die Zeit, wo er nicht mehr daran dachte, daß Michele Falori seinen Vater getötet, und daß er aus Liebe zu seiner Mutter und zu Alba ins Kloster gegangen. Wie der Pater Superior vorausgesagt, so war es gekommen; die Gottesmutter hatte geholfen, denn sie hatte aus seinem Herzen die Liebe genommen. Freilich liebte er auch die Heilige nicht.

Einmal auf einem Bettelgange sah er den Bruder Crispinus daherkommen. Da verbarg er sich. Bruder Crispinus hätte ihn anschreien können: Hat es in Dir gesteckt? He, Bürschlein, hat es?! Eine Frage, auf die er keine Antwort gewußt.

So furchtbar wandelte sich der, der einst Orest geheißen,

während ein anderer Sohn Carpinetos: Giachino Pecci, Hausprälat an der Segnatura, Delegat von Benevent und Spoleto wurde, sich zum geistlichen Gouverneur von Perugia, Erzbischof von Damiette, Nuntius von Brüssel erhoben hatte und zum Kardinal in petto ernannt worden war.

* * *

Es war eines heiteren Abends in der letzten Woche des April, als der Bruder Patricius auf der antiken Straße dahinging, die aus dem Molarathal hinauf nach Tusculum führt.

Man hatte ihn am Morgen ausgeschickt, um von den tusculanischen Rinderhirten das wöchentliche Almosen zu heischen. Doch es war dem Mönch verweigert worden: in Rom gingen große Dinge vor — selbst römische Rinderhirten wollten sich von Rom befreien. Der junge Kapuziner ward mit Schmähungen überhäuft und mit Schlägen bedroht. Er mußte vor den Wütenden fliehen.

Obgleich an Hohn und Verachtung so gewöhnt, daß er sie kaum mehr empfand, hatten die Reden der Hirten und die ihm zugefügte Beschimpfung ihn doch in ungewöhnlichem Maße erregt und seinen Geist aufgerüttelt. Tötliche Scham überkam ihn und zugleich etwas anderes, das wie das Bewußtsein seines Elends war. Es fiel ihm ein, daß er hätte bleiben sollen, daß er sich hätte verteidigen müssen. Vielleicht würden sie ihn, wehrlos wie er war, totgeschlagen haben. Sein armes Hirn durchzuckte der Gedanke, wie gut das gewesen wäre. Und plötzlich warf er sich mit einem dumpfen Schmerzenslaut mitten auf den Weg nieder.

Noch lag er so, das Gesicht gegen den Stein gedrückt

und seinen Jammer in die Felsen hineinstöhnend, als er sich von einer rauhen Stimme angerufen hörte:

„He, Mönch!“

Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe. Michele Falori stand vor ihm.

„Warum liegst Du hier auf der Straße? Hast Du nichts Besseres zu thun?“

Bruder Patricius erhob sich. Totenblaß, mit zuckenden Lippen und gesenkten Augen berichtete er, was ihm im Molarathal begegnet war.

„Sie haben recht!“ rief Albas Vater. „Bettelt nicht, sondern arbeitet! Betet nicht nur — thut auch etwas! Zu Betteln und zu Beten ist jetzt nicht Zeit, — thut das, wozu es jetzt Zeit ist.“

„Und wozu ist es Zeit?“ fragte der junge Mönch demütig. „Sagt mir's, ich weiß ja von nichts.“

„Zum Kampf ist es höchste Zeit!“

Der Kapuziner warf einen scheuen Blick zu dem Sprecher hinauf. Hoch und stolz stand dieser da, mit funkelnden Augen, eine mächtige Entschlossenheit auf dem Gesicht, ein Mann und ein Held.

Langsam arbeiteten in dem Kopf des Mönches die Gedanken. Endlich fand er, was er sagen wollte:

„Von welchem Kampfe redet Ihr?“

„Von dem Kampf gegen die Unfreiheit. Ganz Italien kämpft ihn.“

Die Macht, mit der das gesprochen wurde, packte den Mönch. Er stammelte:

„Welche Unfreiheit meint Ihr?“

„Die Unfreiheit des Gedankens, die Unfreiheit des Geistes und des Leibes,“ ward ihm gewaltig entgegnet. „Verstehst Du das, Mönch?“

„Ich glaube, ich verstehe Euch,“ bekannte Bruder Patricius leise und eine hohe Glut stieg ihm ins bleiche Gesicht.

„Wenn Du mich verstehst — — Aber Du wirst mich nicht verstehen,“ brach Michele Falori ab, den Mönch mit einem langen Blicke messend.

„Doch, doch! Ich werde Euch gewiß verstehen. Redet weiter zu mir!“ bat der arme Sohn der Surrina mit stockender Stimme.

„Zum Reden ist jetzt nicht der Augenblick. Und was hülfe es auch: Du kannst ja doch nicht handeln.“

„Wie sollt' ich wohl handeln können? Ich bin ein Mönch.“

„Deshalb eben halte ich's für nutzlos, weiter mit Dir zu reden.“

„Ach, redet,“ ward er eindringlich gebeten. „Was wollt Ihr thun?“

„Ich kämpfe.“

Bruder Patricius starrte ihn an.

„Ihr geht fort?“

„Morgen.“

„Wohin?“

„Nach Rom.“

„Dort kämpft Ihr?“

„Dort kämpfe ich.“

„Mit wem?“

„Mit dem Volk.“

„Gegen wen?“

„Gegen seine Feinde.“

„Wer sind die?“

„Es sind die, welche das Volk seiner Freiheit berauben wollen. Aber weiter rede ich nicht.“

„Bleibt! Bleibt! Sagt mir — —“

„Ich muß fort.“

„Nehmt mich mit!“

Wie ein Schrei drang es aus der Brust des Unglücklichen, wie ein Schrei nach Hilfe, nach Rettung, wie der Schrei eines Sterbenden, der leben möchte, eines zum Tode Verurteilten, der um Gnade fleht. Und noch einmal:

„Nehmt mich mit!“

Michele Falori schwankte — nur einen Augenblick. In diesem einen Augenblick trat die ganze Vergangenheit vor ihn: seine Blutthat, das Versprechen, welches er der sterbenden Mutter gegeben, seine Schuld, daß er dieses Versprechen nicht gehalten, das ganze Bewußtsein seiner unterlassenen Sühne. Er sah den einst so herrlichen Jüngling verkommen, er sah seine fahlen Wangen, die in diesem Augenblick ein neuer Lebenshauch rötete, seine hohlliegenden Augen, in denen ein letzter Hoffnungsstrahl aufflammte, seine zuckenden Lippen, die den herzzerreißenden Hilfeschrei ausgestoßen, er sah das Mönchsgewand und erkannte, daß dieses zerstörte Leben nur durch ein Abwerfen dieses Kleides gerettet werden könne und — er zauderte nicht.

„So komm denn mit mir.“

Ein thränenerstickter Jubelruf und der Gerettete warf sich zu den Füßen seines Erlösers nieder, nach dessen Hand haschend, sie an seinen Mund reißend und mit leidenschaftlichen Küssen bedeckend — vergessend, daß es die Hand war, die seinen Vater getötet.

* * *

Zusammen stiegen sie die alte Römerstraße vollends hinauf. Orest dachte des Sommerabends, an dem er diesen Weg mit seiner Mutter nach Tusculum gegangen war, und eine dunkle Empfindung sagte ihm, daß die Seele seiner Mutter durch seine Befreiung vom Mönchstum nicht zu längeren Feuerqualen verdammt werden würde. Ja, als er, gleich einer Vision, ihr Gesicht sah, so wie er es zuletzt im Sarge erblickt hatte, kam es ihm wunderbar friedlich und feierlich vor, gleichsam wie versöhnt. Und ein himmlischer Friede senkte sich in seine Seele, zum erstenmal, seitdem er hinter den heiligen Mauern den Frieden gesucht.

Die ganze Hügelkette von Tusculum war von blühendem Ginster gleichsam vergoldet. Tief versunken unter dem Frühlingsglanz lagen die Ruinen. Wie ein goldiger Wolkenzug erhoben sich im Abendsonnenschein die ferner liegenden Hügel. Orest sah und fühlte wieder die Schönheit der Welt.

Michele Falori deutete hinab auf Rom:

„Dort kämpfen wir — dafür kämpfen wir!“

Und gern wäre sein Begleiter auf die Kniee gesunken und hätte mit erhobenen Armen das Schlachtfeld gegrüßt.

Was bis dahin kaum ein Schall gewesen, das brauste jetzt wie ein Donner durch sein Gemüt, und freudig wäre er für Rom, für dessen Befreiung und Herrlichkeit er leben sollte, gestorben, die Brust von zwanzig Kugeln durchbohrt.

Als die beiden so standen und Michele Falori Orest die Flotte der Franzosen zeigte, die bei Fiumicino das Meer bedeckte, hörten sie im Kapuzinerkloster das Ave läuten. Diesen Augenblick hatte Albas Vater gefürchtet, er sah Orest an. Der Jüngling hielt die Augen geschlossen, ein Schauer überlief ihn. Lange Zeit regte er sich nicht. Dann war's, als ob seine Hände sich falten wollten, als ob er ein Gebet murmele; doch er drückte beide Hände gegen die Brust und preßte die Lippen zusammen. Als der letzte Glockenton verklungen war, öffnete er die Augen wie aus einem Schlummer erwacht. Sein Blick war frei und klar. Nach einer Weile sagte er ruhig:

„Wohin gehen wir jetzt? Denn ich muß mich verbergen."

Michele Falori schlug die Ruinen vor. Er selbst wollte eilig nach Frascati hinab, für Orest Waffen und Kleider besorgen und ihm alles hinauf bringen; denn noch diese Nacht mußten sie fort. Als sie den Ort berieten, wo sie sich treffen wollten, sagte Orest:

„Alba kennt ihn."

Seit zehn Jahren hatte er den Namen nur im Gebet über die Lippen gebracht. Die Stimme versagte ihm fast.

Doch als er sich dann allein auf dem Hügel befand, rief er laut in die Nacht hinein, dem aufgehenden Monde entgegen: „Alba! Alba!"

Zum Kreuz brachte Michele Falori ihm die Sachen.

Der Sohn der Volskerin empfing den Mörder seines Vaters in feierlicher Haltung. Fest blickten sich die beiden Männer in die Augen. Dann ging Orest mit den Kleidern in den Wald.

Nicht lange, so trat er Michele Falori als neuer Mensch entgegen. Dieser hätte ihn fast nicht mehr erkannt. Seine Gestalt schien größer geworden, er trug sein Haupt hoch. Die Tonsur bedeckte der breitkrämpige Garibaldihut. So schritt er zum Kreuz, über das er eine dunkle Hülle warf, seine Kutte.

„Orest!“

Er erkannte die Stimme, aber er mußte sich besinnen, daß er der Gerufene sei: seit zehn Jahren hatte man ihn nur Bruder Patricius genannt — daß er Orest hieß, hatte er beinahe vergessen. Nun gab sie ihm seinen Namen wieder; ihm aber war's, als erwecke sie ihn damit zum Leben.

Von der Empfindung seines neuen Daseins wie von einer Flamme durchzuckt, wandte er sich zu ihr. Sie stand da und hielt ihm die Waffe hin.

Es war seine alte Büchse.

XX.

Mitternacht war vorüber, als die beiden Befreiten auf einem Umweg über Grotta ferrata der großen römischen Landstraße zueilten. Beide trugen die gleiche Kleidung: weite, graue Hosen in braunlederne Gamaschen gesteckt, ein langes, dunkelblaues Stück Tuch vielfach um den Leib gewickelt und das grellrote wollene Hemd. So oft Orest an sich hinunterblickte, durchfuhr ihn ein freudiger Schreck. Immer und immer wieder griff er nach der Büchse, die ihm über der Schulter hing, nach dem Dolchmesser, das in seinem Gürtel stak — sie waren wirklich da! Aber würde er noch schießen können? Furcht überfiel ihn, es verlernt zu haben. Seine Hände, die zehn Jahre lang den Agnus zwischen den Fingern geschoben, würden gewiß zittern und dann die Scham ihn töten.

Aber immer wieder murmelte er vor sich hin: frei! frei! frei! Er mußte es sich laut vorsagen, um es wenigstens zu hören; denn begreifen konnte er es noch nicht. Das Wort rauschte ihm vor den Ohren, brauste durch sein Hirn,

daß ein seliger Schwindel ihn beinahe zu Boden gerissen. Wie ein Trunkener taumelte er vorwärts, stammelnd, lallend: „Frei! frei!"

Zuweilen blieb er stehen und schaute wie gebannt zurück. Hoch über dem mondbeschienenen, schimmernden Frascati schwebte, gleich einem nächtlichen, riesigen Raubvogel, ein schwarzer Schatten: das Kloster! In seiner leidenschaftlichen Erregung war's ihm, als ob der dunkle Fleck sich bewegte, der Geier seine Fittiche regte! Wie um den Klauen zu entrinnen, stürzte er vor, daß Michele Falori ihm kaum folgen konnte. Es dauerte eine ganze Weile, bis er es zu fassen vermochte: sein Kerker lag hinter ihm — er war frei! frei!

Die beiden waren übrigens nicht die einzigen nächtlichen Wanderer. Ein unheimliches, leidenschaftliches Treiben herrschte auf der Straße. Reiter und Fußgänger, Wagen und Karren holten sie ein. Meistens waren es Hirten und Landleute, oft wilde, phantastische Gestalten in zottigen Fellen, Söhne der Felsenberge und der lateinischen Meeresküste, fürchterliche Gestalten aus den Buschwäldern und den pontinischen Sümpfen. Auch entlaufene Mönche waren darunter: über der hochgerafften Kutte die Büchse, in dem Gürtel das Pistol und den Dolch, wütende Fanatiker, halb Idioten, halb Schwärmer. Alle hatten dasselbe Ziel, alle hatten dieselbe Sache; im Munde aller war nur ein Name, den die einen jubelten, die andern heulten:

„Garibaldi!"

Und noch ein Wort:

„Freiheit!“

Jemehr die beiden sich Rom näherten, um so mehr gerieten sie unter die Menge. Zuletzt schritten sie mit den andern in Reih' und Glied, jubelten sie mit den andern:

„Es lebe Garibaldi! Es lebe die Freiheit!“

Michele Falori erschien es zuweilen wie ein toller Fasching, von dessen Rasen er mit ergriffen wurde. Für Orest hingegen war alles heiligste Wahrheit. Er dachte nicht daran, erkannt und zurückgeschleppt zu werden: sie sollten es versuchen! Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß der Mensch seine Freiheit in seiner Gewalt habe.

Unterwegs vernahmen sie, daß Garibaldi an der Spitze seiner Truppen in Rom eingezogen sei, daß die Franzosen unter ihrem General Oudinet von der Küste her anrückten — daß man schon morgen den ersten Zusammenstoß erwarten könnte.

Der Tag graute, als die Freischar, in der Orest und Michele Falori sich befanden, unter tosendem Evviva das Weichbild Roms betrat. Die ewige Stadt hatte das Aussehen eines Feldlagers. Truppen und Banden in allen Straßen, Lagerstätten auf allen Plätzen. Ganz Rom erfüllte Waffengetös, Trommellärm, Freiheitsrufe, ganz Rom war von einem wahnsinnigen Entzücken ergriffen. Kinder und Weiber trugen Waffen, bauten Barrikaden, schwenkten rote Tücher, heulten, rasten. Der Name Garibaldis hatte die Namen der Heiligen verdrängt.

Alle Kirchen waren geschlossen.

Sie gelangten auf die Piazza von S. S. Apostoli.

Hier standen die Bataillone. Trompeten schmetterten. Darauf redete einer der Generäle des heiligen Feldherrn die Versammelten an:

„Bürger, wollt Ihr noch die Regierung des Papstes und des Absolutismus?“

„Nein!“ schrieen alle.

„Bürger, wollt Ihr noch das Joch der Priester und ihre ungerechten Privilegien?“

„Nein!“ jubelten alle.

„Bürger, wollt Ihr die Regierung aller für alle?“

„Ja!“ jubelten sie.

„Bürger, seid Ihr einverstanden mit der Republik?“

„Ja!“

„Wollt Ihr sie errichten und erhalten?“

„Ja!“

„Mit Gefahr Eures Vermögens und Lebens?“

„Bis zum Tode!“

„Nun wohl, so verteidigt sie. Denn die Stunde, sie zu retten oder für sie zu sterben, ist gekommen. Es lebe die Republik!“

„Es lebe die Republik! Wir wollen sie retten oder für sie sterben!“

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Tausenden nach einem Punkte des Platzes hin, als sei dort eine Gottheit erschienen. Er war es auch, der Abgott Italiens! Sie nahmen ihn auf ihre Schultern, sie zeigten ihn seinen anbetenden Völkern, sie hoben die Hände zu ihm auf.

Orest war von Michele Faloris Seite fortgerissen worden.

Er glaubte erdrückt zu werden, aber die Menschenwogen trugen ihn weiter und auf einmal sah er sich dem Helden gegenüber. An seiner Seite befand sich dessen Neger Andreo, dieser König aller Fanatiker. Er war in einen weiten, roten Mantel gehüllt und führte jene Schar von Männern, die alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten, um ihrem Helden zu folgen. Auch Orest besaß von dem Augenblicke an, wo sich der leuchtende Blick des „Befreiers“ auf ihn richtete, keine Vergangenheit mehr. Seine Zukunft stand vor ihm, strahlend wie ein Gestirn. Auch für ihn gab es fortan nur eine Bahn, auf der sein Schicksal hinrollen mußte: Vorwärts mit dem Manne, der sein Vaterland frei machen wollte. Denn als er Garibaldi in die Augen sah, wußte er auf einmal, daß er ein Vaterland hatte.

Unter Todesstille sprach der Held zu den Seinen:

„Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Fremden, die Feinde des römischen Volkes nähern sich. Wie die Herden, die man zu Markt führt, wollen sie uns verkaufen! Sie sagen, daß sie Rom einnehmen würden ohne Kampf, weil die Römer nicht das Herz hätten, sich zu schlagen! Und sie nähern sich, die Unverschämten!

Sie wollen die Regierung absetzen, die Ihr eingesetzt habt. Sie wollen unsere Gesetzgeber töten. Sie wollen uns zu ihren Füßen niederreißen, unsere Ehre und Freiheit, unsere Rechte und Pflichten in unserem Blute ertränken. Europa sieht auf Euch. Römer, zeigt Euch Europa!

Zeigt Europa, daß Italiens Ehre lebt. Rettet sie in Rom und sie wird in Europa gerettet sein.

Erinnert Euch der Größe des alten Roms und der Verbrechen der Tyrannei, die gestürzt worden ist. Denkt derer, die nach Euch kommen werden, und kämpft. — Vorwärts, Brüder!“

„Vorwärts mit Dir!“ jauchzten die Scharen.

* * *

Und vorwärts mit „Ihm“ gingen sie! Hinweg über Sterbende und Tote, durch Blut und Pulverdampf stürzten, taumelten sie ihrem Führer nach. In achtzehnhundert Jahren hatte kein Heiliger in Rom solche Wunder verrichtet, wie dieser Volksheld sie verrichtete: denn sein Heldenname machte Räuber und Banditen zu Seinesgleichen. Wo dieser Name erscholl, geschahen unsterbliche Thaten. Italien in seiner Not stöhnte auf: Garibaldi! und in den heiligen Hallen des Vatikans wurde der Stuhl Petri erschüttert.

Vor der Porta Pancratia empfing der Sohn der Volskerin die Weihe, die sein junges, einem unheiligen, weil unwahren Frieden überantwortetes Haupt einem heiligen Kampfe weihte; heilig darum, weil er den höchsten Rechten der Menschheit galt. Sein Blut, das aus einer Säbelwunde über seine Stirne rann, verwischte darauf die letzte Spur jenes Öls, womit man ihn verurteilt hatte: Du sollst entsagen der Welt und in der Welt sein ein lebendig Begrabener! In wilder Glückseligkeit stürzte er sich in die mörderische Schlacht. Bei dem Knattern und Prasseln der Geschütze, dem Pulverdampf, dem Kampfgeschrei rollte sein volskisches und korsisches Blut wie ein Feuerstrom durch seine Adern. Es trieb ihn in das dichteste Gewühl, in die vor-

dersten Reihen, in die größte Gefahr. Er kämpfte wie in Verzückung. Seine Augen blickten vor sich hin, als hätten sie eine himmlische Vision, in der ihm verkündet würde, daß auch er einem Stamm von Korsen entsprossen. Während um ihn Schar auf Schar sterbend hinsank, trat er das Erbe seiner Eltern an.

In den zehn Stunden, die der Kampf währte, zahlte er dem Leben die Schuld seiner zehn verlorenen Jahre.

Michele Falori hielt sich dicht an seiner Seite, folgte ihm überall hin: seine Sühne war noch nicht ganz vollbracht.

Aber über Orest schwebten unsichtbare Adlerfittiche und schützten das Haupt dieses Epigonen des großen Gefangenen von Elba und Sankt Helena. Unbewußt übte Surrinas Sohn an diesem Tage Vendetta.

Und vorwärts gingen sie mit „Ihm", durch die glühende Campagna nach dem von Reben umgürteten Velletri, und jagten hier den neapolitanischen König in die Flucht. Unter den Ölbäumen dieser Stadt war es, wo Orest in das blutgierige Gesicht des Wolfes von Tusculum sah, der seine Zähne nach ihm fletschte und ein Wutgeheul ausstieß, daß er ihn nicht gleich zerreißen konnte. Aber die Bestie behielt Witterung.

Und vorwärts gingen sie mit „Ihm". Orest, die heilige Tricolore schwingend, die er aus seines großen Feldherrn eigener Hand empfangen, der er Treue geschworen, Treue bis in den Tod! Vorwärts mit „Ihm", hinunter den Janiculus, in die furchtbaren Junitage hinein, die diesen elyseischen Hügel mit Leichen düngten und mit Blut über=

strömten. In der Mitte des weiten Schlachtfeldes wölbte sich der Himmel der Peterskuppel. Kein roter Tropfen spritzte zu ihm hinauf.

Und vorwärts gingen sie mit „Ihm", vorwärts in den letzten Kampf.

Einige Tage darauf wurde in Rom folgendes Dekret veröffentlicht:

„Römische Republik! Im Namen Gottes und des Volkes!

Die Konstitutionsversammlung begiebt sich einer unmöglichen Verteidigung und löst sich auf."

Darauf harrt das besiegte Rom des Einzugs der siegreichen Franzosen. Durch die Stadt sprengen mit verhängten Zügeln die geschlagenen Republikaner; die Gesichter pulvergeschwärzt, die Kleider zerrissen, blutbefleckt. Sie halten den Römern Pistolen entgegen und schreien ihnen mit heiserer Stimme zu:

„In Eure Häuser, Römer! Schließt Eure Thüren! Verhängt Eure Fenster! Verflucht die Augen, die auf die triumphierenden Barbaren schauen. Verflucht der Mund, der die Unterdrücker nicht mit Grabesschweigen empfängt."

Mit fliegenden Fahnen, unter klingendem Spiel zieht der Feind vom Janiculus herab. In Trastevere steht alles Volk auf den Gassen, jenes Volk, das sich rühmt, die echten Romulusenkel zu sein. Sein Jubel begrüßt den siegreichen Feind, sein Jauchzen begleitet ihn. Kein Blick sprüht Haß, keine Hand greift zum Dolch, kein Mund stößt einen Racheschrei aus.

„Evviva Frankreich!“

Und das siegreiche Frankreich errötet für das besiegte Rom.

Aber im Korso ist Rom totenstill.

Plötzlich tritt den Franzosen aus einer Gasse ein junger Garibaldianer entgegen. Er schwingt eine Tricolore und ruft mit mächtiger Stimme:

„Evviva die Republik!“

Rom hört und bleibt totenstill.

Ein französischer Offizier reitet vor. Er hebt sein Pistol, er zielt — —

Rom bleibt totenstill.

Orest aber hält seine Fahne hoch und regt sich nicht. Der Offizier drückt los, doch nicht Orest sinkt zu Tode getroffen nieder, sondern Michele Falori.

Und Rom bleibt totenstill.

XXI.

Während Rom sich unter Jauchzen und Schweigen dem Feind bedingungslos auf Gnade und Ungnade übergab, starb Michele Falori. Sie trugen ihn ins nächste Haus. Aber die Bewohner, aus Furcht vor den Franzosen, wagten nicht den Sterbenden aufzunehmen. Sie wiesen die Träger auf den Hof in ein Gärtchen, wo sie den Toten niederlegten. Orest war bei ihm. Kein Franzose hatte Hand an den jungen Helden gelegt, nicht einmal die Tricolore war ihm entrissen worden: durch Michele Faloris Opfertod blieb nicht nur sein Leben, sondern auch die Ehre seines Banners erhalten.

Jetzt lag die Fahne über den Sterbenden gebreitet, an dessen Seite Orest kniete. Außer sich rief er:

„Warum stürztet Ihr vor und finget die Kugel auf, die mir galt? Ich wäre so gern gefallen, gefallen in einem Augenblick des Triumphs inmitten dieser Schmach. Nun muß ich schimpflich enden. Und Ihr — Ihr sterbt durch mich, für mich! Ach, warum thatet Ihr mir das an?"

Der Sterbende hätte es ihm sagen können. Er starb nicht allein zur Sühne, sondern auch aus Liebe: er hatte eine geliebte Tochter. Der Mörder von Orests Vater war nun tot und Alba Faloris Tochter konnte noch glücklich werden.

„Alba,“ flüsterte er.

„Alba!“ schrie Orest auf. „Wie soll ich ihr wieder vor Augen treten? Denn sie wird mich fragen: Wo ist mein Vater? Und ich Unglückseliger muß ihr antworten: ‚Er starb für mich!‘ Sie wird mich als den Mörder ihres Vaters verwünschen und ich weiß nicht, wie ich mit diesem Fluch auf mir leben soll. O warum, warum liege ich nicht statt Eurer hier!“

„Um Albas willen!“ raunte Michele Falori ihm zu. „Denke daran, daß Du frei bist: kein Mönch und kein Rächer mehr. Ich hatte es Deiner Mutter gelobt; ich erfülle mein Gelübde.“

„Meine Mutter! Meine Mutter wollte, daß ich Mönch werden sollte!“

„Deine Mutter wollte, daß Du glücklich werden solltest — werde glücklich!“

Er schloß die Augen. Die Schauer des Todes legten sich auf ihn.

„Wenn Ihr mich noch hören könnt, Michele Falori, wenn Ihr mich noch vernehmt — — Warum tötetet Ihr meinen Vater?“

Mit mächtiger Anstrengung entriß sich der Sterbende noch einmal der ewigen Nacht, die ihre Fittiche bereits über ihm rauschen ließ.

„Dein Vater stellte meinem Weibe nach, allen Weibern — —“

„Wer war mein Vater? Wo erschoßt Ihr ihn?“

„Alba kennt den Ort.“

„Der mein Vater!“ schrie Orest wie von einem Dolchstoß getroffen. „Der Signore mein Vater!“

„Der Signore — —“

Und sein Geist sank zurück in die Finsternis. Wie eine Verwünschung tönte sein letztes Wort.

Wild rüttelte ihn Orest.

„Hört mich! Hört mich! Ich danke Euch! Hättet Ihr die Schmach meiner Mutter nicht gerächt, so würde ich sie jetzt rächen, nach ihrem Tode noch. Hört mich! Hört mich! Ich danke Euch Euern Schuß.“

Wie ein Glanz breitete es sich über Michele Faloris Gesicht — die Verklärung des Todes.

* * *

Am Abend begrub Orest seinen Toten; in dem Garten unter einer Cypresse, die bis zum Wipfel Rosen durchrankten. Auf das Grab pflanzte er den zersplitterten Schaft seines Banners. Die Tricolore nahm er herab: er mußte das heilige Pfand in die Hände seines Feldherrn zurückgeben.

Garibaldi lagerte mit den Seinen auf dem Lateransplatz und sollte noch in der Nacht Rom verlassen. Zehntausend Mann Besiegter bivouakierten auf dem herrlichen Platz und in dessen nächsten Umgebungen. Ein starker Kordon französischer Truppen hielt sie umschlossen. Die Soldaten hatten Feuer angezündet und bereiteten sich nach der zehn-

stündigen Schlacht ihr Essen. Überall loderte es auf. Die Steineichen, die zwischen der Basilika und der Porta San Giovanni längs der Aureliansmauer stehen, glichen einem brennenden Walde. Der Palast des Heiligen mit seiner majestätischen Freitreppe, seiner herrlichen Marmorterrasse, der prunkenden Portika und den gewaltigen Säulen und Statuen stand in Flammenschein gehüllt. Vor dem Baptisterium erhob sich aus dem Gewühl der Obelisk wie ein glühender Riesenschaft. Alle Ruinen, von den Mauermassen des Kolosseums bis zur Kuppel der Minerva Medica, leuchteten auf.

Orest ward zum Feldherrn geführt.

Mit allen seinen Generälen lagerte Garibaldi unter freiem Himmel, auf dem nackten Boden, inmitten seiner besiegten Scharen. Als der Bannerträger ihm gemeldet wurde, flog ein heller Schein über sein ernstes Gesicht. Er erhob sich und ging lebhaft dem Volsker entgegen. Sein ganzer Stab stand auf.

Orest war auf ein Knie gesunken und hielt seinem Helden die Tricolore hin. Garibaldi hob ihn auf und schloß ihn in die Arme. Die Truppen drängten sich um den Helden vom Korso.

Er mußte seinem Feldherrn von sich erzählen. Er nannte ihm den Namen seiner Mutter, Albas, Michele Faloris und — Ettore Bardis. Seinen wahren Vater verleugnete er. Dann entblößte er das Haupt und zeigte die Tonsur, über welche bereits die Locken fielen.

Der Held legte seine Rechte darauf und sprach mächtig:

„Im Namen der heiligen Freiheit — ich erteile Dir Dispens.“

Dann, nach einer feierlichen Pause:

„Orest, Du bleibst bei mir.“

„Ich komme wieder,“ rief der Erschütterte.

Und er sagte ihm, Urlaub erbittend, wohin er noch diese Nacht aufbrechen wollte.

Garibaldi nickte gütig.

„Grüße Michele Faloris Tochter von mir. Meinen Dank, daß ihr heldenhafter Vater Dich mir erhielt, möchte ich ihr selbst sagen.“

Als die Scharen aufbrechen mußten, trat ihr Führer unter sie:

„Soldaten! Das Glück, das uns heute verrät, kann uns morgen lächeln. Laßt uns stark sein und seinen Launen trotzen.

Vernehmt, was ich denen unter Euch biete, die mir folgen wollen: Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Eilmärsche bei Tag und Nacht. Mit einem Wort: das Leben des Soldaten. Wer den Ruhm liebt, der gehe vorwärts mit uns.“

Sie warfen sich ihm zu Füßen, küßten seine Hände, seine Kleider und: Sie gingen vorwärts mit „Ihm!“

* * *

Orest stand bei Alba; er hatte es ihr gesagt.

Sie weinte nicht. Auf ihrem schönen bleichen Gesicht lag jene erhabene Ruhe, die bei großen Seelen immer der

Ausdruck des größten Schmerzes ist, eines Schmerzes, für den Seufzer und Thränen armselige Dinge sind. Orest, statt trösten zu müssen, wurde getröstet.

Es hatte gedunkelt, als er sich zu Alba geschlichen, die in Frascati ein unheimliches, ödes Gebäude bewohnte. Als es tiefe Nacht geworden, bat sie ihn:

„Komm mit mir hinaus." Und angstvoll forschte sie: „Es hat Dich doch niemand gesehen und erkannt? Denn Du mußt wissen: der Prior läßt Dich überall suchen."

Orest beruhigte sie.

So warf denn Alba ein dunkles Tuch über den Kopf und beide verließen das Haus. Sie sahen nicht die wilde Gestalt, die sich bei ihrem Anblick an die dunkeln Mauern drückte, ihnen nachkroch, bis sie Frascati hinter sich hatten, um dann, nachdem beide einen Weg einschlugen, der durch die Oliveten hinauf nach Tusculum führte, in wildem Lauf zum Kapuzinerkloster zu eilen.

Hand in Hand gingen sie dieselben Wege, die sie so oft als Kinder gegangen waren. Sie redeten nicht. Ihre Füße versanken im hohen Grase, über ihren Köpfen schlugen die Zweige von Lorbeer und Rosen zusammen. Dann kamen sie an dem antiken Sarkophag vorbei, in dem der kleine Orest die kleine Alba hatte begraben müssen. Beide blickten hin und jedes faßte die Hand des andern fester.

Alba wollte in den Pfad einbiegen, der zum Kreuze führte, doch Orest zog sie weiter.

Als sie bei den Ruinen auf der freien Höhe anlangten, sagte Alba:

„Nun erzähle mir alles: jedes Wort, das er zu Dir gesprochen, jede Heldenthat, die er beging. O Du mein großer Vater!“

Und Orest erzählte. Mit leuchtenden Augen hörte Alba zu und konnte nicht genug zu hören bekommen. Immer wieder mußte ihr der Freund ihres Vaters Opfertod, der ein Heldentod war, berichten; immer wieder und wieder murmelte sie:

„So sprang er vor — so empfing er die Kugel — so sank er hin! Aber nicht ins Grab, mein Vater, sondern in die Unvergeßlichkeit.“

Sie wußte nichts von dem republikanischen Rom, diese Tochter Michele Faloris, und nichts von den Römerinnen jener stolzen Zeit; aber sie empfand so, wie die Virginien und Lucrezien empfunden haben.

Plötzlich blieb sie stehen, lauschte und rief:

„Du wirst verfolgt.“ Er fühlte sich von ihr umfaßt und niedergezogen; sie raunte ihm zu:

„Wirf Dich hin.“

Im nächsten Augenblick tauchten in den Ruinen dunkle Gestalten auf: päpstliche Gensdarmen. Sie suchten, sie flüsterten, Orest erkannte die Stimme des tusculanischen Wolfes.

Angstvolle Minuten verstrichen. Die Verfolger entfernten sich und suchten den Berg weiter ab. Eine Weile blieben die beiden noch liegen. Dann erhoben sie sich:

„Ich muß fort. Alba, lebe wohl!“

„Nimm mich mit!“ bat sie ihn, wie er ihren Vater

gebeten hatte, und wie ihr Vater, so zauderte auch er nur einen Augenblick; dann sagte er:

„So komm denn mit mir.“

Ins Gariglianothal wollten sie fliehen und von dort aus durch das Sabinergebirge die Abruzzen zu erreichen suchen: dort war Garibaldi!

Diesem wollte Orest Michele Faloris Tochter zuführen; denn des Helden letztes Wort war gewesen: „Und bringe mir Alba mit.“

Glücklich entkamen die Flüchtigen von Tusculum ins Molarathal. Voller Freude gedachte Orest des Waldthals, dem sie entgegengingen, und der Klause. Sie wanderten die ganze Nacht durch, vorsichtig die alte lateinische Straße meidend, die das Thal seiner Länge nach durchzieht, und den Buschwald aufsuchend. Pfadlos irrten sie weiter und weiter.

Am Morgen aus der Macchie heraustretend, sahen sie plötzlich das Thal von Palestrina und Valmontone dicht unter sich und vom Saum der Wildnis aus blickten sie hinab auf Rebenfelder, Ölwälder und goldiges Getreide. Orest zeigte seiner Gefährtin die Berge von Subiacco und Olevano und die düstere Schlucht, durch die es ins Waldthal führte. Sie beschlossen, an diesem Platz den Abend zu erwarten und erst bei Einbruch der Nacht den Weg fortzusetzen. Vor Sonnenaufgang hoffte Orest ihren Zufluchtsort zu erreichen.

Es war am späten Nachmittag, als in allen Ortschaften des weiten, stark bevölkerten Thales die Glocken geläutet wurden. Zugleich vernahmen sie, gleich dem Sausen des

Sturmes, fernen tausendstimmigen Jubel, der mehr und mehr das Gedröhn der Glocken überbrauste. Auf der neapolitanischen Landstraße wälzte sich, um einen Hügel herum biegend, ein wahrer Völkerstrom heran, dessen wilder Flutenschwall über seine Ufer trat und rings die Weinfelder und das Getreideland verwüstete. Unter den beiden Wandrern lag es wie eine ungeheure, bunte menschliche Mosaik.

Acht weiße, mit schimmernden Decken behangene Zelter zogen einen mit prächtigem Baldachin überspannten Triumphwagen, dem eine unabsehbare Reihe glänzender Karossen folgte. Wo er erschien, stürzten die Massen auf den Boden, sie warfen sich mitten in den Weg vor die Pferde, sie küßten die Räder und die Spuren, die diese zurückließen.

Pius IX. zog als Triumphator nach Rom.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von neuem durchwanderten die Flüchtigen die ganze Nacht. Aber Orest kannte die Wege und fing an, sich sicher zu fühlen. Als wieder die uralten Wipfel der Steineichen über ihm rauschten, ward ihm wundersam zu Mute, und als er den Donner des Wasserfalls vernahm, die Waldkapelle und die Klause erblickte, die er erbaut, da warf er sich mit Alba auf die Knie nieder. Beide beteten inbrünstig, während über ihnen der Himmel immer lichter und lichter ward und zuletzt in der Glorie des jungen Tages aufflammte.

Sie knieten noch, als von der Kapelle her hell und freudig das Glöcklein herüberklang.

So sah sie der Bruder Crispinus, der eben ins Freie trat.

„He, was führt Euch in die Einsamkeit," rief er mit seiner mächtigen Stimme dem Paare zu. „Wollt Ihr Euch in der Wildnis kopulieren lassen? He, wird das jetzt Brauch in der Welt?"

Beide waren in die Höhe gesprungen.

„Bleibe hier, Alba," sagte Orest leise. „Ich kenne den Mann. Er wird mich so wenig verraten, wie diese Bäume mich verraten. Ich rede mit ihm."

Er ging zu Bruder Crispinus hin, aber der erkannte ihn nicht, sondern murrte:

„Seit wann hält ein Rothemd Morgenandacht in der Wildnis? He, in Dir steckt's nicht. Aber in den Päpstlichen sollt's stecken! Und haben mir doch im Saccothal meine Kapelle und meine Klause verbrannt. Aber ich hab' meinen Knüppel geschwungen! He, hab' ich? Und hätt' ihnen mit meinem Knüppel auf die Köpfe geschlagen, wenn sie mir die Altardecke auch nur mit einem Zipfel angefaßt! He, hätt' ich?"

„Bruder Crispinus, erkennt Ihr mich nicht?"

Der alte Hüne riß die Augen auf, so weit er konnte; zum Überfluß rieb er sie noch. Doch dann stieß er einen Freudenschrei aus, den ringsum die Felsen zehnfach zurückjauchzten.

„He, Bürschlein, Du bist's? Was hab' ich Dir vor zehn Jahren gesagt? He, Bürschlein, steckt's denn in Dir? Es steckt nicht in Dir, hab' ich gesagt. He, Bürschlein, hab' ich?"

Und er umfaßte Orest mit beiden gewaltigen Armen und schüttelte ihn grimmig.

Alba trat herzu.

Starr sah der alte Waldbruder sie an, bis sein welkes Gesicht ein Schimmer wie von Jugend rötete. Dann wandte er sich ab und schritt schweigend von den beiden fort, in den Wald hinein.

Indem begannen die Vögel ihr Morgenlied. Es klang wie Freudengesang. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Eines strahlenden Frühlingstages im Jahre 1881 wurde in Rom, der Hauptstadt des einigen Italiens, ein nationales Trauerfest begangen: Garibaldi war tot!

Feierliches Schweigen ruhte über der ewigen Stadt, durch deren Sonnenglanz die Tausende und Abertausende dahinzogen, die dem unsterblichen Gedächtnis eines großen Mannes die letzte Ehre erwiesen. Wer heute ein rotes Hemd tragen durfte, der kam sich wie geweiht vor. Überall, wo diese Farbe leuchtete, da blickte das Volk mit Teilnahme hin, denn unter dem roten Hemde schlug heute ein Herz, das um seinen Feldherrn trauerte.

Diese Männer waren die „Seinen", die mit ihm vorwärts gegangen — die jetzt hinter dem mit Frühlingsblumen und Lorbeerkränzen geschmückten Trauerwagen gesenkten Hauptes einhergingen.

Dem ernsten Zuge voraus schritt eine Schar von Männern, deren jeder ein stolzes Feldzeichen trug; auf jedem derselben stand ein Name geschrieben: der Name einer Schlacht, die der gestorbene Held siegreich geschlagen. Es

war wie eine Landkarte Italiens, die lorbeerbekränzt sich in die Lüfte erhob.

Eines der Siegeszeichen wurde von einer Frau getragen, einer schönen Matrone, die wie eine Römerin aus der alten Zeit einherschritt. Die Menge deutete auf sie und flüsterte sich zu:

„Das ist Alba Bardi; sie war immer bei ihm, bei allen seinen Schlachten, bei allen seinen Siegen, seit dem Jahre 49. Ihr Mann ward in der Schlacht, deren Siegeszeichen sie trägt, von einem tusculanischen Banditen erschossen".

Und mit Ehrfurcht blickte das römische Volk auf die erhabene Frauengestalt.

Felber Johann
Bogenhausen
N.º